

## MARXSTADT – MEINE HEIMATSTADT

(Katharinenstadt – Baronsk – Jekaterinograd – Marxstadt – Marx:  
Das Schicksal der größten deutschen Kolonie an der Wolga)

### Vorwort

Über Katharinenstadt/Marxstadt gibt es im Vergleich mit meinen beiden anderen Heimatsorten Rohrgraben und Boaro relativ viel schriftliches Material. Das sind verschiedene Zeitungsartikel, Übersetzungen, noch wenig veröffentlichte Archivmaterialien und nicht in letzter Linie eigene Erinnerungen. Ich beabsichtige hier, eine kleine Sammlung solcher Materialien über Marxstadt zusammenzustellen. Das Material habe ich einige Jahre lang parallel zu den Materialien für meine Familienforschung gesammelt. Da das Material von verschiedenen Autoren stammt, kommt es vor, dass sich die Beschreibungen mancher Ereignisse wiederholen, manche Schilderungen nicht ganz übereinstimmen. Dafür bitte ich den Leser um Nachsicht. Dabei bemühte ich mich, darauf hinzuweisen, und die mehr oder weniger richtige Variante hervorzuheben.

Da es keine genügenden Möglichkeiten gab, in den Archiven zu arbeiten, stellten sich die Autoren mit dieser Publikation keine ambitionösen Aufgaben. Ihr Ziel war, zu versuchen, nur über einige wichtige Momente aus dem Schicksal von Katharinenstadt zu erzählen, der Stadt, wo viele Generationen der Vorfahren des Herrn Diesendorf lebten. Dabei stützten sie sich auf schon veröffentlichte Materialien, auf persönliche Erinnerungen und auf Erinnerungen von Verwandten, sowie auf persönliche Eindrücke, die sie während ihrer Besuche in Marx in den letzten Jahren gesammelt haben.

Dass am Anfang nur die Namen von zwei Autoren stehen, ist nicht ganz korrekt, denn in der Sammlung sind auch Artikel enthalten von einigen anderen Autoren, z. B. von A.I. Kirsanow, F. Emich, E.P. Michailowa, von Korrespondenten der Republikzeitung „Nachrichten“ vom Februar 1929. Als Rahmen der Schilderung nahm ich, mit dem gütigen Einverständnis des Autors, den Artikel von Viktor Friedrichowitsch Diesendorf (Moskau), den er seiner Freundin, der heute schon verstorbenen Leiterin des Zentrums für Deutsche Kultur in Marx (Wolga), Frau Eleonore Herdt gewidmet hatte. Die Zusammenstellung und sämtliche Übersetzungen aus dem Russischen ins Deutsche stammen von mir. An dieser Stelle möchte ich allen Beteiligten an dieser Arbeit, auch den Mitarbeitern der Archive in Saratow und Engels, meinen innigsten Dank aussprechen. Ihre Mithilfe machte es möglich, dass ich meinen schon lange gehegten Traum erfüllen konnte, für meine Nachkommen und alle Interessenten eine kleine Übersicht über die Geschichte des Ortes zu schaffen, wo ich von 1934 bis 1941 lebte, wo ich 6 Jahre die damalige Unvollständige Mittelschule Nr. 4 (das „Krottennest“ in der Rotarmistenstraße) besuchte, die zusammen mit meinen damaligen Lehrern die Grundlage für mein weiteres Leben schuf, und von wo wir im September 1941 nach Sibirien deportiert wurden.

*Johannes Herber*

## Einleitung

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts stellte Deutschland ein Konglomerat von größeren und kleineren Fürstentümern aus sich dar. Manche Geschichtsschreiber behaupteten, dass es in Deutschland damals mehr Fürstentümer, Königreiche, Grafschaften und selbständige Städte gab als Tage im Jahr. Manche besaßen große Territorien, andere bestanden aber auch nur aus einem Schloss und einem kleinen Bauerndörfchen. Aber alle diese Fürsten, Barone, Grafen und dergleichen waren bemüht, einander an Reichtum und Prunk zu übertrumpfen. Und nicht nur das, sie führten gegeneinander und mit anderen Ländern blutige Kriege. Das alles verschlechterte die auch ohnehin schwierige Lage der Bauern, Handwerker und des gemeinen Volkes überhaupt. Durch unbezahlbare Schulden gerieten diese Leute immer mehr in Abhängigkeit bei ihren „Brotherren“. Viele arme Leute suchten einen Ausweg, diesem Elend zu entrinnen.

Russland hatte sich in dieser Zeit unter der Herrschaft der Kaiserin Katharina II. im Süden des Landes, hauptsächlich durch den Krimkrieg, große Ländereien angeeignet, sowie in der Ukraine als auch an der unteren Wolga, die besiedelt und nutzbar gemacht werden mussten. Auf der Wolga zogen in jener Zeit eine ganze Menge räuberischer Banden umher, die die Karawanen der russischen Kaufleute und die russischen Städte Astrachan, Zaryzin, Saratow u. a. verunsicherten. Vom Osten her drangen die Nomadenstämme der Kirgisen und Kasachen oft bis zur Wolga vor. Das alles veranlasste die Kaiserin, Wege zu suchen, um diesem Treiben einen Riegel vorzuschieben. Andererseits wollte sie durch die Ansiedlung europäischer Kolonisten etwas westliche Kultur in die russischen Regionen bringen. Sie erließ im Dezember 1762 in verschiedenen europäischen Sprachen ein Manifest über die Ansiedlung von Kolonisten, nach dem die russischen Botschaften in den Ländern Europas ausreisewillige Kolonisten anwerben sollten. Doch der Inhalt dieses Manifestes war zu allgemein, zu oberflächlich und konnte nur wenige Interessenten anwerben. So wurde im Juli 1763 ein neues Manifest herausgegeben, in dem die Kaiserin den Kolonisten eine ganze Reihe von Privilegien versprach: materielle Hilfe beim Einwandern und einen großzügigen Kredit für den Neubeginn in der neuen Heimat, eine bestimmte Zeit Befreiung von allerlei Steuern, Befreiung vom Militärdienst, Selbstverwaltung und Religionsfreiheit. Diese Versprechungen trafen schon besser ins Ziel. In vielen Städten Deutschlands wurden Werbezentren organisiert, die sich mit der Anwerbung von Ausreisewilligen befassten. Die russische Regierung nahm zu diesem Zweck mehrere ausländische Werber in ihren Dienst, die parallel zu den Regierungsbeamten der russischen Botschaften die Aufgabe der Kolonisierung in Angriff nahmen. Sie erhielten von der russischen Regierung Geld und Vollmachten und vollführten die Ansiedlung an der unteren Wolga bei Saratow von der Anwerbung, dem Transport der Kolonisten bis zur Verteilung in den Kolonien. Besonders hervorzuheben ist hier der schweizerische Baron französischer Herkunft Kano de Boregardt, der von der Regierung sogar die Vollmacht erhielt, den von ihm auf dem linken Wolgaufer (Saratow gegenüber) angesiedelten Kolonien Namen nach seinem Gutdünken zu geben. So verewigte er dann auch seine ganze Verwandtschaft und hohe russische Würdenträger durch Benennung „seiner“ Kolonien. Der größten Kolonie gab er den Namen „Katharinenstadt“ nach dem Namen der Kaiserin. Dann kamen „Paulskaja“ nach dem Namen des Thronfolgers, „Kano“ und „Boregardt“ nach seinen Vor- und Nachnamen, „Ernestinendorf“, „Susannental“, „Philippsfeld“ – nach seinen Verwandten, „Orlowskoje“, „Obermonjou“ und „Niedermonjou“ nach dem kaiserlichen Favoriten und nach einem seiner Offiziere, usw. Der Name der Kolonie Katharinenstadt wurde im Laufe der Geschichte mehrere Mal geändert: Katharinenstadt, Baronsk, Marxstadt, Marx.

Mit Beginn des Ersten Weltkrieges erhielt die Stadt im Rahmen des „Kampfes gegen die deutsche Übermacht“ den russifizierten Namen Jekaterinograd.

Im Juni 1919, als die Stadt schon das Zentrum der deutschen Autonomie war, wurde sie umbenannt in Marxstadt. Den Namen von Marx, zum Unterschied zu den Namen seiner zahlreichen „Schüler“ verdiente nur eine Stadt in der UdSSR. Formal fand die Umbenennung auf dem Sowjetkongress der Wolgakolonien statt, doch solch ein Beschluss konnte natürlich nicht ohne

Sanktion von ganz oben gefasst werden. Sichtlich war diese hohe Ehre dadurch zu erklären, dass die Arbeitskommune der Wolgadeutschen (das war der erste Name der Autonomie) nach den Ideen der bolschewistischen Führer als eigenartiges Beispiel einer marxistischen Kommune in Deutschland dienen sollte. Jedenfalls wurde die Rolle der winzigen nationalen Bildung als Beispiel für die westlichen Proletarier in jenen Jahren ziemlich energisch hochgespielt.

Schließlich, im Jahre 1941, nach der Liquidierung der ASSRdWD und der Ausmerzung der deutschen Namen auf ihrem Territorium, erhielt die Stadt ihren heutigen „abgehackten“ Namen Marx.

Die Geschichte eines beliebigen Volkes spiegelt sich wie in einem Tropfen Wasser in den Schicksalen der Menschen und der Siedlungen wider, wo es lebt. Aus bekannten Gründen befindet sich die Geschichtsschreibung der Wohnorte der Deutschen in Russland und in der UdSSR vorläufig noch weit von einer tiefen wissenschaftlichen Bearbeitung und Vollständigkeit. Zu den offensichtlichsten „weißen Flecken“ ist in dieser Sphäre die Geschichte einzelner Ansiedlungen der Russlanddeutschen nicht wegzudenken.<sup>1</sup>

Die Lücken im Studium der Geschichte der russlanddeutschen Siedlungen sind derart groß, dass man sogar bei dem großen Forscher Karl Stumpp aus der BRD zum Beispiel folgende Behauptung antreffen kann: „In Russland gab es keine deutschen Städte. Aber die Russlanddeutschen waren weit vertreten in vielen Städten, besonders im Wolgagebiet. Schon während der Übersiedlung kamen deutsche Handwerker und Kaufleute in die Städte; später zogen aus Landmangel viele Bauernsöhne ebenfalls in die Städte. Zum Beispiel nach Saratow, Katharinenstadt und Pokrowsk, das spätere Engels“.<sup>2</sup> Wie wir sehen, wird in dieser Phrase Katharinenstadt, dem diese Publikation gewidmet ist, in eine Reihe mit dem russischen Saratow und dem von den ukrainischen Kosaken gegründeten Pokrowsk (später Engels) gestellt. Dabei ist Katharinenstadt eine ureigene deutsche Ansiedlung, mehr noch – nach 1917 erhielt es offiziell den Status einer Stadt. Etwas später erhielten die Wolgadeutschen noch eine zweite Stadt – Balzer (heute: Krasnoarmejsk im Gebiet Saratow). Laut den Volkszählungen von 1926 und 1939 lebten in diesen Städten bedeutend mehr Einwohner als in einem beliebigen anderen deutschen Ort der UdSSR.

Gewiss, der Unterschied zwischen den Städten und den Dörfern ist nicht auf die Einwohnerzahl zurückzuführen. S. Tjerjochin unterscheidet völlig begründet zwei Typen deutscher Siedlungen in Russland, die sich sowohl in der Bevölkerungsstruktur als auch durch ihre architektonischen Besonderheiten unterscheiden – Ackerbau- und Gewerbe und Handel betreibende Kolonien. Zu den letzteren, wie er selbst betonte, gehörte auch Katharinenstadt. Das von ihm Anfang der 30er Jahre ausgestellte Zeugnis ist ziemlich ausdrucksvoll: „Katharinenstadt hat viele hübsche Häuser, einige davon sind aus Ziegelsteinen gebaut, es ähnelt einer schönen Stadt, jedenfalls zählt ein großer Teil der ausländischen Siedler es als solche“.<sup>3</sup> Offensichtlich war es vom Anfang an als Stadt geplant, wie kann man anderenfalls seinen Namen erklären, für den es unter den deutschen Wolgakolonien keinen gleichartigen Fall gibt. Schon an der Grenze des XIX. und XX. Jh. plante das Ministerium für Innere Angelegenheiten Russlands Katharinenstadt den Städtestatus zu verleihen, doch die örtlichen Behörden sagten sich, laut vorhandener Angaben, ab von dieser Ehrung aus Angst vor nachfolgenden höheren Steuern.

Die Bedeutung Katharinenstadts in der Geschichte der Russlanddeutschen ist nicht nur durch seinen einzigartigen „halbstädtischen“ Typ bedingt. Es war schon vor 1917 ein wichtiges Handels-

---

<sup>1</sup> Eine der wenigen gründlichen Publikationen der letzten Jahre zu diesem Thema ist das umfangreiche, gut dokumentierte und illustrierte Buch: Bosch, A./Lingor, J. Entstehung, Entwicklung und Auflösung der deutschen Kolonien am Schwarzen Meer am Beispiel von Kandel von 1808 bis 1944.- Stuttgart, 1990. Siehe auch: Hermann, P./Goßnitz. Mariental-Sowjetskoje.- Alma-Ata, 1987.

<sup>2</sup> Stumpp, K. Die Russlanddeutschen. Zweihundert Jahre unterwegs.- Stuttgart, o.J., S.52.

<sup>3</sup> Tjerjochin, S.O. Besonderheiten der „deutschen“ Architektur an der Wolga // Die Sowjetdeutschen: Geschichte und Gegenwart. – M., 1990, S. 345.

Gewerbe- Industrie- Bildungs- und Kulturzentrum. Hier konzentrierte sich eine seltene für die deutschen Kolonien Koexistenz dreier Religionskonfessionen – der lutherischen, katholischen und orthodoxen. Von April 1919 bis Juli 1922 war es die „Hauptstadt“ der deutschen Autonomie an der Wolga. Man kann nicht sagen, dass die Geschichte von Katharinenstadt, die dort stattgefundenen Ereignisse die Aufmerksamkeit der Forscher nicht angezogen hätte. In dieser Hinsicht gibt es sehr interessantes Material in den Arbeiten von A. Hermann, S. Tjerjochin, I. Dietrich, I. Pleve, A. Eisfeld.<sup>4</sup> In letzter Zeit wurden auch Erinnerungen an diese Stadt veröffentlicht. Unter ihnen können hervorgehoben werden die Essays von F. Emich aus Tjumen, die mehrere Male in der periodischen Presse der Russlanddeutschen erschienen. Und trotzdem ist bis jetzt nicht eine größere verallgemeinernde Arbeit über Katharinenstadt erschienen.

Es kann möglich sein, dass dies bald geschieht. Seit 1993 arbeitet an einem Buch über die Stadt und seine Einwohner die englische Journalistin Sussan Richards, Autorin einiger Bücher über Russland. Im Frühjahr 1994 teilte sie mit, dass die Arbeit ihrem Ende zugeht. Ein merkbares Interesse an diesem Thema macht sich in den USA spürbar, wo nicht wenige ehemalige Katharinenstädter und ihre Nachkommen leben. 1992 gelang es einigen von ihnen in vielen Jahren das erste Mal nach Marx zu kommen. Dabei versprachen sie, dem örtlichen Heimatmuseum einige Dokumente und Materialien über die Geschichte der Stadt, die in ihrem Besitz sind, zu übergeben. Es dünkt uns, dass es uns Deutschen, die noch in Russland leben, nicht ziemt, abseits von dieser Forschung zu stehen.

Als anschauliche Illustration zur Geschichte der Stadt kann die lange und bei weitem nicht zufällige Reihe ihrer Namen dienen: Katharinenstadt-Baronsk-Jekaterinograd-Marxstadt-Marx. Der Name Katharinenstadt stammt wie bekannt vom Namen der Kaiserin Katharina II., die die ausländischen Kolonisten zur Ansiedlung nach Russland eingeladen hatte.

Um die Übersiedler nach Russland zu bringen, schloss die russische Regierung Kontrakte mit ausländischen Unternehmern (hauptsächlich mit Franzosen, Belgiern und Schweizern) und zahlte ihnen eine bestimmte Belohnung für jede angeworbene Familie. Der bekannteste unter diesen Anwerbern war der Baron Kano de Boregard, nach einigen Angaben war er ein Schweizer, nach anderen – ein Franzose. Sein Name ist in dem Wort „Baronsk“ eingegangen, so wie auch in den Namen zweier Dörfer Kano und Boregard. Bis 1914 wurden die Namen Katharinenstadt und Baronsk parallel gebraucht.

Die Entstehung von Katharinenstadt ist so schwach erforscht, dass in der Literatur bis jetzt noch verschiedene Daten seiner Gründung figurieren. So behauptet I. Fleischhauer aus der BRD, dass es die erste deutsche Kolonie an der Wolga war und schon im Jahre 1764 gegründet wurde.<sup>5</sup> Diese Version wird jedoch von anderen Forschern nicht bestätigt. Sie nennen zwei Daten – 1766 und 1767. Das letzte von ihnen steht auch auf einer Stele, die heute vor der Einfahrt nach Marx, wenn man aus Engels kommt, aufgestellt ist. Aber genauer ist doch wohl das Datum, das im Buch von G. Beratz<sup>6</sup> angegeben ist, - der 27. Juni 1766.

Aus derselben Quelle geht hervor, dass im Jahre der Gründung von Katharinenstadt es hier 283 Einwohner gab.<sup>7</sup> Sie kamen aus Frankreich (möglich, dass der Elsass oder Lothringen gemeint war), aus Sachsen und Hessen-Darmstadt.<sup>8</sup> Nach der Zahl der Ersteinwohner wurde es von einer

---

<sup>4</sup> Siehe: Hermann, A.A. Die deutsche Autonomie an der Wolga 1918-1941. Teil I. Das Autonome Gebiet 1918-1924.- Saratow, 1992; Hermann, A. Chronik der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der wolgadeutschen Autonomie (1918-1941) // Neues Leben, 1992-1994; Tjerjochin, S. Deutsche Architektur an der Wolga. – Berlin-Bonn, 1993; Dietrich, I.I. Abriss der Geschichte der Wolgadeutschen. – M., 1993 (Manuskript); Pleve, I.R. Die deutschen Kolonisten an der Wolga und Pugatschow // Die Kultur der Russen und der Deutschen in der Wolgaregion. Ausgabe I.- Saratow, 1993; Eisfeld, A. Die Russlanddeutschen. – München, 1992.

<sup>5</sup> Fleischhauer, I. Die Deutschen im Zarenreich. Stuttgart, 1986, S. 103.

<sup>6</sup> Beratz, G. Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung. – Saratow, 1915.

<sup>7</sup> Siehe: Dietrich, I. I. Das genannte Werk, S. 204.

<sup>8</sup> Ebenda, S. 215.

ganzen Reihe deutscher Siedlungen auf dem linken Wolgaufer übertroffen. Doch nach einigen Jahren überholte Katharinenstadt diese Siedlungen in seiner Entwicklung, da es an einer bequemen Stelle auf dem linken Wolgaufer gelegen ist, 50 km nord-östlich von Pokrowsk. 1769 lebten nach den Angaben des vorrevolutionären Historikers G. Pissarewskij in Katharinenstadt schon 220 Familien die 812 Personen zählten (eine Rekordzahl für die deutschen Wolgakolonien in jener Zeit), sie besaßen 422 Pferde, 3 Zugochsen, 254 Kühe, 29 Schafe, 47 Schweine und hatten 130 Häuser, 62 Getreidespeicher, 62 Pferdeställe.<sup>9</sup> Nach der Anzahl des Viehs und der Nebengebäude zu urteilen, gab es in Katharinenstadt vorwiegend Bauernwirtschaften. Und das dabei, dass die Einwohner zu einem Drittel Handwerker waren. Doch meistens fanden sie für ihren Beruf am neuen Wohnort keine Verwendung, was eine ernsthafte Verletzung der Bedingungen des Manifests der Kaiserin vom 22. Juli 1763 darstellte.

## Geographischer Überblick

In jener Zeit wurden in Russland periodisch Revisionen (Volkszählungen) durchgeführt, die hauptsächlich dazu dienten, die steuerpflichtige Bevölkerung zu erfassen. Es gab in Russland insgesamt 10 Revisionen (in der Zeitspanne von 1727 bis 1857). Eine Revision dauerte manchmal mehrere Jahre. Die 5. Revision (1794) war gleichzeitig die 1. Revision in den deutschen Kolonien an der Wolga. 1798 führte im Auftrag des Aufsichtskontors in Saratow der Haupttrichter Hofrat Popow in den Wolgakolonien erneut eine Revision durch. In seinem Bericht bringt er außer den Einwohnerlisten auch eine kurze Beschreibung der allgemeinen Lage von jeder Kolonie. Nachfolgend bringen wir den übersetzten Text der Beschreibung. Allerdings beschränkt sich Popow hauptsächlich auf die Landwirtschaft und die Einnahmen der Bevölkerung, was ein übriges Mal darauf hinweist, dass es ihm um die Steuern ging.

### „Katharinenstadt“

Mai

1798 Im Auftrag des Aufsichtskontors  
Haupttrichter, Hofrat Popow

*Die Kolonie liegt auf der Wiesenseite der Wolga an dem Winterweg, der sich von der Gouvernmentstadt Saratow zur Bezirkstadt Wolsk zieht. Sie befindet sich 1,5 Werst vom Fluss entfernt, 50 Werst von Saratow und 55 Werst von Wolsk. Die Kolonie besteht aus 153 Haushalten mit insgesamt 779 Einwohnern, davon 389 Personen männlichen und 390 Personen weiblichen Geschlechts. Die Einwohner gehören drei Konfessionen an: 86 Familien sind lutherisch, 30 – römisch-katholisch, und 37 Familien sind reformiert. Jede Konfession besitzt ihr eigenes Kirchengebäude. Zu dem Kirchspiel gehören auch die Gemeinden der Kolonien Orłowskaja, Obermonjou, Boisroux, Kaneau, Beauregard, Paulskaja, Niedermonjou, Philippsfeld und Ernestinendorf. Die Reformierten haben ihren eigenen Pfarrer, die Lutheraner und die Katholiken werden von aus anderen Kolonien eingeladenen Pfarrern bedient. Es gibt ein Schulgebäude, in dem die Kinder der örtlichen Einwohner von Lehrern (Schulmeistern) in Lesen, Schreiben und Religion unterrichtet werden.*

*Die Ländereien dieser Kolonie werden von einer Seite von dem Wolga-Fluss, von der anderen von den Ländereien der Kolonie Obermonjou, von der dritten und letzten Seite von den Ländereien, die den Kolonisten der Ortschaften Boisroux und Boregard gehören und von der Heide der ehemaligen Kolonie Cäsarsfeld begrenzt. Innerhalb dieser Grenzen sind der Kolonie folgende Ländereien zugewiesen: nutzbares Ackerland – 2.100 Desjatinen, Braunböden – 1.100 D., 500 D. Wald. Außerdem wurde ihr noch zusätzlich Heideland zugewiesen, das sich jedoch 20 Werst von der Kolonie entfernt befindet, an der Mündung des Nebenflusses der Wolga Kleiner Karaman und den Karaman entlang bis zur Kolonie Boisroux. Das sind 110 D. Heuschlag und 140 D. Wald. Das macht insgesamt 3.950 D. Von dieser Fläche wird von den Bauern aber nicht mehr als 1.200 D. bearbeitet. Ca. 100 D. Land sind von den Bauernhöfen eingenommen, 5 – von Straßen. Der Rest*

---

<sup>9</sup> Ebenda, S. 198.

*des nutzbaren Landes dient als Viehweide. Dieses Land wird nicht bearbeitet, die Bauern behaupten, es sei nicht nutzbar: sandig und salzig. Deshalb verspüren sie angesichts der großen Anzahl der Bevölkerung Mangel an nutzbarem Boden und bauen statt Getreide mehr Tabak an, der ihnen aber weniger Einkommen bringt, als wenn sie Getreide anbauen könnten.*

*Viele Kolonisten produzieren trotzdem große Mengen Tabak und Getreide zum Verkauf. An der Wolga gibt es eine gute Landestelle, und jede Woche kommen Kaufleute mit ihren Lastkähnen und kaufen den Kolonisten ihre Produkte ab. Montags werden Markttage veranstaltet, zu denen auch viele Kolonisten von der Bergseite der Wolga kommen. Aus den umliegenden russischen Dörfern kommen viele Handwerker, die hier ihre Erzeugnisse mit großem Gewinn verkaufen. Der Handel ist hier sehr günstig, da die Waren auf dem Wasserwege leicht zu transportieren sind. Es kommen Kaufleute von bis aus den oberen Regionen der Wolgaufer. Die fleißigen Kolonisten genießen gute Bedingungen, die den anderen nachbarlichen Einwohnern nicht gewährt werden. Sie treiben Handel mit reichen Kaufleuten aus Saratow und sogar aus Polen. Dort haben sie die Erlaubnis bekommen, Niederlassungen zu gründen und sogar Häuser zu bauen. Manche produzieren Handwerksgegenstände, die sie günstig in anderen Kolonien entlang der Hauptverkehrsstraße gegen Heu, Schafe und andere Gebrauchsartikel tauschen. Deshalb leben sie ziemlich wohlhabend.*

*Die örtlichen Einwohner besitzen fast 800 Desjatinen Heuschläge und 80 Desjatinen Wald, wo Espen, Eschen und andere Bäume wachsen. Mehrere frühere Heuschläge wurden von den Hochwassern der Wolga weggespült. Da ist nur noch Sand geblieben. Die Wälder wurden abgeholzt. So dass heute ein großer Mangel an Heuschlägen und Wald herrscht. Futter für das Vieh und Brennholz muss während der Jahrmärkte gekauft werden. Zum Heizen der Kochherde wird hauptsächlich Torf und Mistholz gebraucht, was von der ärmlichen Lage der Kolonie zeugt. Es gibt fast keine Möglichkeiten, die Mängel an Nutzland in der Kolonie zu beheben. Deshalb verlangen die Kolonisten, dass man ihnen Rechte auf das in der Nähe liegende Heideland gewährt, das 1797 an die Baschkieren übergeben wurde. Diese Ländereien befinden sich etwa 25 oder 30 Werst von ihrem Wohnsitz. Sie könnten dort Chutors bauen und mit Erfolg Landwirtschaft betreiben. Außer diesen Ländereien gibt es keine Möglichkeiten, den Mangel an Wiesen und Wäldern zu beheben. Alles andere können sie, wie oben gesagt, während der Jahrmärkte billig kaufen.*

*Die Gebäude sind in gutem Zustand, aber schon ein bisschen alt. Die Straßen sind gut befestigt. In der Kolonie gibt es eine hölzerne Kirche. Ein Haus ist aus Ziegeln gebaut. Andere sind von gutem Holz gebaut. Der Rest der Gebäude besteht aus Katen mit Veranden, daneben stehen Viehställe und Scheunen. Die Höfe sind alle umzäunt. Hinter jedem Haus gibt es einen Garten, wo allerlei Gemüse angebaut wird. Es gibt in der Kolonie eine große Trockenscheune für den Tabak. Auch viele Obstgärten und Bienenstöcke finden sich in der Kolonie. Außerdem gibt es eine Ziegelei, wo rote Ziegel hergestellt werden, und drei Windmühlen. An einem Fluss gibt es eine Wassermühle, wo das Getreide der Kolonisten und auch das aus anderen Dörfern von der Bergseite gemahlen wird. Die Inhaber der Mühle haben ein gutes Einkommen.*

*Das Ackerland, das sich in der Nähe der Kolonie befindet, ist in drei lange Felder aufgeteilt. Die nächsten Felder werden mit Viehmist gedüngt und mit Pflügen geackert. Das Getreide wird abgeerntet und gedroschen auf dieselbe Art und Weise, wie das auch in den anderen Kolonien üblich ist. Der Gemeindegetreidespeicher ist in Ordnung und an einer sicheren Stelle gebaut. Das seit 1793 darin gelagerte Getreide beträgt laut Angaben der Akte des Saratower Finanzministeriums und des Wirtschaftsdirektors 127 Tschetwert Weizen (1 Tschetwert = 210 Liter). Nach den Kerbhölzern zu urteilen, mit denen die Ablieferung registriert wurde, sind auch weiter keine Abgaben geliefert worden, weil nichts mehr gesät wurde.*

*Die Einwohner besitzen eine genügende Menge an Vieh, die periodisch vergrößert wird. Von Geflügel werden nur Hühner gehalten. Es gibt keinen Mangel an selbst hergestellten Produkten außer Flachs und Hanf. Diese können aber auf den Jahrmärkten leicht und billig beschafft werden, wenn die Bewohner von der Bergseite mit ihren Booten über die Wolga kommen. Es gibt keine*

*festen Verkaufspreise, sie variieren entsprechend der herrschenden Bedingungen. Im letzten Jahr wurde Roggen für 2 Rubel, Weizen – für 3,50, Gerste für 2, Hafer für 1,30, Hirse für 1,80 Rubel, Erbsen für 3 Rubel, Kartoffeln für 1 Rubel 30 Kopeken das Tschetwert und Tabak für 1 Rubel das Pud verkauft.*

*In der Kolonie gibt es insgesamt 82 Gebäude.*

## Ökonomische Entwicklung

Die anfängliche stürmische Entwicklung Katharinenstadts währte nicht lange. Die für die Kolonisten schwierigen und äußerst ungewohnten Lebensbedingungen am neuen Wohnort, die vielen Missernten, die Überfälle der Nomadenvölker und auch der Pugatschowaufstand machten sich sehr bemerkbar. Dazu kam noch, dass Katharinenstadt keine **Kronenkolonie**, sondern eine **Werberkolonie** war. In solchen Siedlungen herrschte die Willkür der wucherischen Anwerber, die die Kolonisten mit zusätzlichen Steuern bedrängten. Zur Bestätigung dieser Aussage möchten wir dem Leser folgendes Archivdokument nicht vorenthalten:

### *Die Tätigkeit der Lokatoren in den Kolonien*

*(Archivdokument)*

*„Der Lokator Boregardt hat die Kolonisten zu Leibeigenen gemacht, indem er von ihnen folgende Verpflichtungen zur Untertänigkeit unterzeichnen ließ: „Weder ich, noch meine Familienmitglieder haben das Recht, ohne die Erlaubnis unseres Chefs und Direktors, des Barons Boregardt, die uns angewiesene Parzelle zu verlassen und uns an einem anderen Ort anzusiedeln...*

*Ich verpflichte mich, dem oben genannten Direktor und Chef oder seinen Nachkommen nebst den alljährlichen Schulden und Steuern noch einen Zehntel von der Ernte zu zahlen...“*

*/Archiv (Name des Archivs) 1769, Akte Nr. – 25838/.*

Die außerordentlich hohe Sterblichkeit und die geringen Geburtenzahlen als Resultat der aufgezählten Ursachen, sowie auch das Nachlassen des Stromes neuer Siedler führten zu einem drastischen Rückgang der Einwohnerzahl von Katharinenstadt – bis auf 716 im Jahre 1776 und 636 im Jahre 1788. Die Lage war derart schwer, dass 1794 der Vorsteher von Katharinenstadt Simon Müller und 53 andere Kolonisten der Kaiserin ein Bittgesuch über ihre „äußerste Erschöpfung“ und die Unmöglichkeit, dem Staat die fälligen Schulden abzuführen, einreichten. Diese Misere wurde durch Unkenntnis der russischen Sprache und der örtlichen Bedingungen, durch das fremde Klima und die damit verbundenen Krankheiten, sowie durch die Raubüberfälle der nomadisierenden Kirgisenstämme und der örtlichen Räuberbanden hervorgerufen. Antwort bekamen sie keine. In dieser verzweifelten Situation beschloss eine Gruppe Kolonisten zurück nach Deutschland zu fliehen. Laut Gerüchten besprachen sie sich mit örtlichen Einwohnern, die sie bis zur polnischen Grenze bringen sollten, sie aber auf eine Insel in der Wolga bei Katharinenstadt lockten, nachts sie hier töteten und beraubten. Die Gebeine der Ermordeten wurden erst im Sommer entdeckt, und somit kam die schreckliche Tat an den Tag. Diese Insel trug noch bis 1941 unter der Bevölkerung den Namen „Mordinsel“.

Doch so nach und nach, in dem Maße, wie die Kolonisten sich an die neuen Umstände gewöhnten, und die Regierung Truppen schickte, um die Kolonisten vor den Überfällen der Nomadenstämme und der örtlichen Räuberbanden zu schützen, normalisierte sich die Lage. Das wirkte sich auch auf die Dynamik des Bevölkerungswachstums von Katharinenstadt aus. Diese Dynamik spiegelte sich in den periodischen Revisionen wider: 1798 – 720, 1816 – 1441, 1834 – 2468, 1850 – 3669, 1857 – 4354.<sup>10</sup> Trotzdem rückte eine Reihe Kolonien der Bergseite (Jagodnaja Poljana, Frank, Norka, Hussenbach, Dönnhof, Grimm) in dieser Periode nach der Einwohnerzahl merkbar voran. Die Ursache ist nicht schwer zu erklären, wenn man die Landfläche, die sie in ihrem

---

<sup>10</sup> Ebenda, S. 254.

Besitz hatten, vergleicht. Katharinenstadt besaß zum 11. Januar 1857 4918 Desjatinen, in den oben angeführten Kolonien gab es entsprechend 5843, 5869, 10803, 8459, 8635, 14483 Desjatinen.<sup>11</sup> Also hatte Katharinenstadt, das in enger Umgebung von anderen deutschen Kolonien eingezwängt war, gar keine Perspektive für die Entwicklung zu einer reinen Agrarsiedlung. Das war scheinbar auch einer der Gründe, warum sich hier seit der 2. Hälfte des XIX. Jh. der Handel, das Gewerbe und danach auch die Industrie verstärkt entwickelten. Das geschah nicht auf leerem Boden: schon zum Ende des XVIII. Jh. gab es in Katharinenstadt eine Ziegelbrennerei, drei Windmühlen und eine Wassermühle. Katharinenstadt wurde ein wichtiges Zentrum des Getreidehandels. Am Ufer der Wolga wuchsen gigantische Getreidespeicher heran. Das Gewerbe und die Industrie waren auch hauptsächlich auf die Bedienung der Landwirtschaft ausgerichtet. In Katharinenstadt entstand der größte Industriebetrieb der deutschen Wolgakolonien – die Schäferfabrik (wie sie damals genannt wurde), die am Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zu 400 Arbeiter beschäftigte. Sie produzierten landwirtschaftliche Technik und Inventar, beschäftigten sich mit dem Bau und der Renovierung der Mühlen. Die Produktion der Fabrik verbreitete sich weit über die Grenzen der Region, bis nach Sibirien und Bessarabien.<sup>12</sup>

Ausführlicher über diesen Betrieb schreibt A. Kirsanow, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Marxer Filiale des Saratower Gebietsmuseums für Heimatkunde in einem seiner Artikel.

### **„Vom Hirseschäler bis zum Traktor“**

*Wir setzen unsere Historische Rubrik fort und eröffnen sie mit einer Erzählung über den ältesten Betrieb unserer Stadt, der im Leben der Stadt und seiner Einwohner eine besondere Rolle spielte. Wir führen hier Fakten an, die früher noch nicht veröffentlicht waren. Es wächst eine neue Generation der Einwohner von Marx heran, denen man wieder über die Geschichte der Region auf Grund von Dokumenten und genauen Fakten erzählen muss.*

*... Einer der ältesten Betriebe unserer Stadt wird mit Recht das „Werk für Dieselapparatur „Kommunist“ (neueste Benennung dieses Werks) gezählt, das nicht wenig ruhmreiche Seiten in die Geschichte der russischen Industrie geschrieben hat.*

*Alles begann im Jahre 1880 mit einigen kleinen Handwerkerwerkstätten deutscher Kolonisten, der Gebrüder F.F. Schäfer, K.F. Schäfer und ihrer Teilhaber G.J. Schäfer, A.N. Schäfer, G. Schäfer und F.N. Lippert.*

*Mit der Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktion entstand die Notwendigkeit der Schaffung eines Betriebs zur Herstellung und Reparatur von Ackerbaumaschinen und Ackerbaugeräten. Die Gebrüder Schäfer entwickelten schnell die Produktion von Pflügen, Sämaschinen, Worfelmaschinen, einspännigen Wagen, Hirseschälern, Häckselmaschinen und anderen landwirtschaftlichen Geräten.*

*1885 wurden die Werkstätten in die Fabrik „Schäfer und Co“ umgebildet, wo im Jahre 1896 schon 125 Arbeiter tätig waren. In der Fabrik funktionierten 6 Abteilungen: eine Schmiedeabteilung, eine Tischlerei, eine Schlosserei, eine Gießerei, eine Malerei und eine Dreherei. Sämtliche Werkbänke wurden von einer Dampfmaschine mit 45 Pferdestärken in Betrieb gesetzt.*

*Der Arbeitstag dauerte 15 Stunden – von 5 Uhr morgens bis 8 Uhr abends, der Arbeitslohn eines Durchschnittsarbeiters betrug 10 bis 16 Rubel pro Monat. (Zum Vergleich: im Jahre 1900 kostete eine Kuh 5 Rubel.)*

*In der Fabrik herrschte eine musterhafte Ordnung. Eine beliebige Verletzung dieser Ordnung führte eine Strafe nach sich, für schwerwiegendere Vergehen (Arbeitsversäumnisse ohne triftige Gründe, Sauferei, systematische Herstellung von Ausschuss) – Entlassung. Jeder qualifizierte*

---

<sup>11</sup> Ebenda, S. 209, 210, 213, 215.

<sup>12</sup> Vgl. Eisfeld; Die Russlanddeutschen, S. 58.



*Arbeiter besaß ein eigenes Haus und eine kleine Nebenwirtschaft. Die Schäfers versorgten mit landwirtschaftlichen Geräten nicht nur die örtlichen Bauern, sondern entwickelten auch Lieferungen in andere Regionen des Wolgagebiets. Schon 1913 wurde Produktion für 430 Tausend Rubel hergestellt.*

*Mit dem Beginn des I. Weltkrieges und bis November 1917 war die Fabrik zu 75% auf die Erfüllung von Kriegsbestellungen ausgerichtet. Sie lieferte der Kriegsbehörde eiserne Wagen und Hufeisen.*

*Nach der Februarrevolution wurde zwischen dem Fabrikanten und der Gewerkschaft ein Arbeitsvertrag abgeschlossen. Der Arbeitstag wurde bis auf 8 Stunden gekürzt, an Sonnabenden – auf 7 Stunden. Für Überstunden zahlte der Fabrikhaber den Arbeitern 150% des Arbeitslohnes. In der Fabrik wurde eine Konfliktkommission aus Arbeitern gebildet, die die Konflikte zwischen der Administration und den Arbeitern schlichten musste.*

*Der Einfluss der verschiedenen politischen Parteien war in den deutschen Kolonien unbedeutend. Ein mehr oder weniger bemerkbares Gewicht besaßen die Sozialrevolutionäre (SR), hauptsächlich bei den Bauern. In der Katharinenstädter Fabrik gab es auch eine kleine bolschewistische Parteizelle, aus der sich später die kommunistischen Leiter der Stadt herausbildeten, und im weiteren auch in der Wolgadeutschen Republik. Die örtliche Bevölkerung verhielt sich zu den Bolschewiken mit Misstrauen (wie übrigens auch zu deren Gegnern). Deshalb wurde nach dem Oktoberumsturz die Sowjetmacht in unserer Stadt erst im März 1918 gegründet. Im Dezember desselben Jahres wurde aufgrund des Beschlusses des Gouvernementsowjetrates der Wolgadeutschen die Schäfer-Fabrik nationalisiert und in die „I. staatliche landwirtschaftliche Maschinenbaufabrik“ umbenannt. Es wurde eine Fabrikverwaltung gewählt im Bestand eines Vorsitzenden und zweier Stellvertreter.*

*Auf der Vollversammlung des Betriebs wurde mit Mehrheit der Stimmen einer von den Schäfers zum Chefingenieur gewählt.*

*Nach dem Bürgerkrieg, in der Zeit des allgemeinen Ruins, verringerte sich natürlich auch sehr die Produktion. Doch trotz alledem erholte sich die Fabrik wieder. In den Jahren 1923-24 betrug die Produktion nach den Vorkriegspreisen 178 Tausend Rubel, im Jahre 1924-25 – schon 238 Tausend. Zum Jahre 1926 erreichte die Arbeitsproduktivität 78% des Vorkriegsniveaus.*

*Seit Anfang der 20er Jahre spitzte sich die Frage um eine serienweise Produktion von technischen Zugmaschinen, d.h. Traktoren, zu. In dieser Zeit lebte und wirkte der talentvolle russische Erfinder Jakob Wassiljewitsch Mamin (1874-1956), der schon 1905 einen Selbstfahrwagen mit einem Verbrennungsmotor gebaut hatte, den Vorläufer des Rädertraktors.*

*1923 machte sich Mamin in Saratow mit der Administration der Marxstädter Maschinenfabrik bekannt. In dieser Zeit hatte Jakob Wassiljewitsch große Probleme mit der Serienproduktion seiner Erfindung – dem Traktor „Gnom“ mit 10 PS. Die Marxstädter boten ihm ihre Hilfe an. Mamin erwog alle Pro und Kontra und übersiedelte nach Marxstadt. An Ort und Stelle ließ er die Idee mit dem „Gnom“ fallen und vollendete das Projekt eines billigeren und einfacheren Traktors „Karlik“ mit 12 PS.*

*Auf seinem Vorschlag hin wurde die Fabrik in die Maschinenfabrik „Wiedergeburt“ umbenannt. Die ehemalige Malerabteilung wurde zur Traktorenabteilung umgebaut.*

*Ende 1923 begann die Produktion einzelner Teile und Blocks für die Produktion von Traktoren.*

*Wir führen hier ein Zeugnis jener Zeit an, eine Skizze des Korrespondenten der Zeitung „Powolshskaja Prawda“ („Wahrheit des Wolgagebiets“): „Die Fabrik „Wiedergeburt“ ist ein kleines Werk mit 400 Arbeitern. Nicht besonders groß ist auch seine beste Abteilung, die Traktorenabteilung, die eigentlich zu einer zweiten Fabrik herangewachsen ist. Äußerlich ist das ein graues, kaum bemerkbares Gebäude. Doch was für ein Prunkwerk ist das von innen! In*

mehreren Reihen stehen rund 100 neue und komplizierte Maschinen, die einen durch ihre präzise Arbeit und ungeheure Arbeitsproduktivität überraschen. In der Abteilung gibt es nicht einen Kronzirkel, nicht ein Nutrometer, nicht ein Lineal. In der Fabrik kommt man ohne sie aus. Das vervollständigte System der Produktionsorganisation schließt die Notwendigkeit der Anwendung dieser auch in geschickten Händen ungenauen Messinstrumente aus. Es wäre eine mühevoll Arbeit, alle Vorteile des Motors von der Fabrik „Wiedergeburt“ vor anderen zu beschreiben. Es genügt zu sagen, dass diese neue, originelle Konstruktion eine vergrößerte Umdrehungszahl besitzt, sie vermindert die Nutzungsauslagen, sowie auch den Preis des Motors selbst.“

Der Motor der „Wiedergeburt“ wurde auf dem Ständer im Moskauer Mechanischen Elektrotechnischen Institut namens Lomonossow aufgestellt. Nach Marxstadt kam zur Inspektion der Fabrik der bekannte Spezialist auf dem Gebiet des Werkbank- und Motorenbaus Professor Britkin. „Die Qualität der Motoren steht nicht hinter den besten ausländischen Mustern zurück“ schlussfolgerte der Professor.

Im August 1924 rollte aus dem Tor der Fabrik der erste sowjetische Rädertraktor „Karlik“ heraus. Er bestand erfolgreich den Test auf den umliegenden Feldern. Am 9. Oktober desselben Jahres berichteten die „Iswestija“ („Nachrichten“) über die Resultate der Prüfungen. „Natürlich ist der „Karlik“ der einfachste landwirtschaftliche Traktortyp zur Anwendung unter den russischen Bedingungen. Im Traktor sind sämtliche Mechanismen maximal reduziert, sie sind äußerst originell und einfach für die Herstellung und Reparatur.“ Der Nützlichkeitskoeffizient des „Karlik“ zeigte die Kennziffer 47, während bei dem besten amerikanischen Traktor „Fordson-Amerikan“ er nur 38 betrug.

So verwandelten sich in nur 45 Jahren die unansehnlichen Werkstätten in einen großen Industriebetrieb und wurden zum Pionier des vaterländischen Traktorenbaus.

Zur Geschichte des Baus des Traktors „Karlik“ in Marxstadt bringen wir noch einen Artikel aus der Zeitung „Nachrichten“ Nr. 266 vom 13. Dezember 1929.

### **Unser „Karlik“ marschiert!**

**Der Marxstädter Traktor „Karlik“ als rentabelsten Traktor für Hackfrüchtebau anerkannt. In Moskau wird die Frage des Baues einer Traktorenfabrik mit Jahresleistung von 40 000 Traktoren besprochen.**

Der Metalltrust des Unteren Wolgagaus beendet eben die Vorlesung einer technisch ökonomischen Schrift über Neueinrichtungen der Marxstädter Fabrik „Wiedergeburt“ zum Bau von Kleintraktoren für Hackfrüchtekulturen.

Dieser Tage fand eine besondere technische Beratung statt, in welcher die technischen Einzelheiten des Traktors „Karlik“ besprochen und bestätigt wurden.

Den letzten Meldungen nach zu urteilen, haben Glawmaschstroj und das Präsidium des Obersten Volkswirtschaftsrats Interesse für das Projekt der Neueinrichtung der Fabrik „Wiedergeburt“ gewonnen. Wie der stellvertretende Vorsitzende des Gau Volkswirtschaftsrats, Gen. Balaschow, mitteilt, ist die endgültige Entscheidung der Frage über die Möglichkeit der Organisation der Massenherstellung von Traktoren auf der Fabrik „Wiedergeburt“ in Marxstadt in den nächsten Tagen zu erwarten.

### **Wo muß die Traktorenfabrik erbaut werden?**

Die „Powolshskaja Prawda“ bringt einen Artikel, in welchem Stellung zugunsten des Baues der „Karlik“ – Traktorenfabrik mit Massenproduktion in Pokrowsk genommen wird. Der Verfasser dieses Artikels, A. Belzow, rechnet aus, daß der Bau der Traktorenfabrik in Pokrowsk wirtschaftlich vorteilhafter ist als in Marxstadt. „Die Marxstädter Variante“, schreibt A. Belzow, „würde den Bau

verteuern, da ein Bahnzweig gebaut werden müßte, der auf 4 Millionen Rubel zu stehen käme. Dazu würde der Gütertransport aus Pokrowsk nach Marxstadt: Rohstoffe, Heizmaterial u. dgl. und der Rücktransport der Erzeugnisse eine ganz überflüssige Transportbewegung von nahezu 7,5 Millionen Tonnen-Kilometer im Jahr verursachen, was bei unserm rationellen Industriebau und der Herabsetzung der Erzeugungskosten ganz unzulässig ist“. Überdies verfügt Pokrowsk nach Meldung A. Belzows über ein geeignetes Grundstück für die neue Fabrik bei der Eisenbahn, was ebenfalls die Baukosten verringern und den Bau beschleunigen wird.

Wie A. Belzow ausführt, soll der Bau von „Karlik“ – Traktoren auf der Fabrik „Wiedergeburt“ (2000 Maschinen im Jahr) bis zur Inbetriebsetzung der neuen Traktorenfabrik fortgesetzt werden.

Aber trotzdem blieben ein bedeutender Teil der Einwohner von Katharinenstadt Bauern, die ihre Landanteile draußen in der Steppe, in den so genannten Chutorshatten und nur im Winter in der Stadt lebten. An den langen Winterabenden beschäftigten sich (hauptsächlich die Frauen und älteren Kinder) mit Strohflechtereien.

### **Das Strohflechtgewerbe im Kanton Marxstadt der ASSRdWD**

Eines der aller verbreitetsten Hilfsgewerbe in der Landwirtschaft des Marxstädter Kantons ist das Strohflechten. Es besteht aus der Herstellung von Strohbindern aus Roggenstroh (den Flechten) von 25 – 30 m Länge und deren Verarbeitung in Erzeugnisse der verschiedensten Art, wie: Hüte, Schildmützen, Taschen, Teppiche, Läufer u. a.

Einen genauen Zeitpunkt der Entstehung dieses Gewerbes ist nicht möglich. Laut den Erzählungen 70jähriger Alten war in ihrer Jugend das Strohflechten schon bekannt, hauptsächlich einfache Hüte für die Feldarbeiten im Sommer und andere Gegenstände, die in der Bauernwirtschaft gebraucht wurde. Anfang der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts kam in die Kolonie Kano ein Siedler mit Namen Otto Simonson aus der Ostseeregion, Schneider von Beruf, der sich für das Strohflechten interessierte. Er fand, dass man unter den hiesigen Bedingungen dieses Gewerbe entwickeln und den Bauern in ihrer Freizeit einen kleinen zusätzlichen Verdienst geben kann, und dass auch er dabei ein Stück Brot verdienen könnte mit leichterer Arbeit als mit dem Schneiderhandwerk.

Zum Flechten wurde wie gesagt nur Roggenstroh genommen, doch wohl, weil Roggen höher als Weizen wächst, und der Halmteil zwischen zwei Halmknoten länger ist als bei Weizenstroh. Es wurden Garben genommen und die Ähren wurden ausgeklopft, nicht gedroschen, damit die Halme nicht geknickt wurden. Dann wurden die Halme in Stücke geschnitten, immer zwischen den Knoten, damit in das Flechtwerk keine Knoten kamen. Jetzt wurden die geschnittenen Halmstücke nach ihrer Dicke sortiert und alle einerlei lang geschnitten und in handliche Bündel gebunden. Die Bündel wurden ins Wasser gelegt, damit die Halme schön weich wurden und beim flechten nicht zerbrachen. Manchmal wurden die Flechtstrohbündel in gewöhnlicher Textilfarbe gefärbt, um bunte Flechten zu erzielen. Aus feinerem Stroh gab es auch feinere Flechten, aus denen dann elegante Damenhüte genäht wurden. Für Männerhüte wurde gröberes Stroh genommen. Außerdem wurde auch die Anzahl der gleichzeitig zu bearbeitenden Halme reguliert (von 3 bis 8 und mehr), davon hing die Breite der Flechte ab. Dann konnten die Ränder der Flechten zackig oder gerade geflochten werden. Wenn die Flechte die nötige Länge erreicht hatte, wurden die herausragenden Enden der Strohhalme akkurat beschnitten. Danach wurde die Flechte mit dem Bügeleisen glatt gebügelt und wie Stricke zusammengefaltet, manchmal auf ein Brett ca. 70 cm Länge gewickelt. In diesem Zustand ist die Flechte fertig zum Verkaufen. Es gab keine technischen Mittel, um den Prozess zu beschleunigen oder die Qualität zu verbessern. In Deutschland, Japan und in der Schweiz gab es in den 20er Jahren schon Maschinen, die Arbeit beschleunigten und die Qualität verbesserten.

Der Herr Otto Simonson begann von den Bauern des Dorfes Kano die Strohflechten aufzukaufen, nähte selbst einfache Bauernhüte und verkaufte die erste Partie von 200 – 300 Stück

*für einen für jene Zeit ziemlich hohen Preis. Als die Bauern sahen, wie gut der Herr Simonson seine Hüte verkaufte, begannen sie mehr Strohflechten herzustellen. In kurzer Zeit verbreitete sich das Strohflechten unter den Einwohnern nicht nur in Kano sondern auch in den anderen Dörfern nördlich von Marxstadt bis Schaffhausen. So wurde schon nicht mehr Kano zum Zentrum der Strohflechterei, sondern der ganze heutige Marxstädter Kanton. Dank dem großen Einkommen, das dieses Gewerbe versprach, begannen immer mehr Unternehmer in Katharinenstadt sich mit der Produktion von Erzeugnissen aus Strohflechten zu befassen. Zum Anfang des 1. Weltkrieges beschäftigten sich schon rund 10.500 Handwerker mit diesem Gewerbe und lieferten in der Saison (Oktober bis April) bis 4.000.000 Flechten, hauptsächlich grober Sorte. Diese Beschäftigung war vorwiegend unter der ärmeren Bevölkerung verbreitet. In den Jahren der Missernten stieg gewöhnlich die Produktion der Strohflechtenerzeugnisse, da dieses Gewerbe dann bei vielen Bauern das einzige Einkommen war. Die Bauern verkauften ihre Erzeugnisse hauptsächlich den Dorfhändlern, die laut der herkömmlichen Tradition den Bauern kein Geld, sondern Waren zahlten, was die Bauern als völlig normal betrachteten, da sie dieses ihr Produkt als Nebenverdienst ansahen, wofür man Petroleum, Zündhölzer, Seife und andere Bedarfswaren bekommen konnte. Die Dorfhändler berechneten für die Flechten einen Preis von 3 – 5 Kopeken pro Stück. % Kopeken zahlte sie nur dann, wenn die Nachfrage größer war als das Angebot. 3-5 Kopeken pro Flechte war der Durchschnitt. Es kam vor, dass sie auch nur 2 Kopeken zahlten. Die letzten 10 Jahre vor dem 1. Weltkrieg wurde die Arbeit für dieses Gewerbe besonders niedrig berechnet. Die Bauern stellten aber das Strohflechten nicht ein, es hieß: Man kann im Winter dabei wenigstens für Petroleum und Zündhölzer verdienen (die sie auch während dieser Arbeit verbrauchten). Wie es meistens geschieht, bemühten sich die Dorfhändler bei der Auszahlung die Bauern übers Ohr zu hauen, d.h. womöglich weniger für die Flechten zu bezahlen, die schlauköpfigen Bauern aber, wandten allerlei Tricks an, die Händler zu betrügen, um für weniger Arbeit mehr Geld zu bekommen. Sie machten z.B. die Flechten statt 30 m nur 25 oder sogar 23m lang. Dann zogen sie sie so lange, bis sie das notwendige Längemaß erreicht hatten. Das wirkte sich natürlich sehr auf die Qualität der Flechten aus. In den Jahren der Sowjetmacht wurde den Strohflechtern diese „Schlauheit“ ausgetrieben, indem man die Flechten nicht nur nach ihrer Länge, sondern auch nach ihrer Qualität bezahlte.*

*Im Juli 1925 wurde in Marxstadt die Gewerbegeossenschaft „Prima“ gegründet, die die einzelnen Strohflechter und Näher vereinigte. Jetzt konnten die Bauern der umliegenden Dörfer ihre Erzeugnisse (Flechten) hier abliefern und der Aufkaufpreis der Flechten wurde höher, je nach Qualität. Diese Genossenschaft beschäftigte in den 30er Jahren schon über 2.500 Arbeiter. Später wurden hier auch Flechten aus gespalteten Strohhalmen hergestellt.*

## **Das Bildungs- und Schulwesen**

**Das Bildungs- und Schulwesen** in Marxstadt und auch in der Wolgarepublik überhaupt beschreibt sehr interessant und allseitig der ehemalige Lehrstuhlleiter der Engelser deutschen Musterschule F. Emich in seinem Artikel „Schule für die Deutschen“, der in der Saratower Zeitschrift „Wolga“ Nr. 2 für 1990 veröffentlicht war.

An dieser Stelle möchte ich die Erzählung des Herrn F. Emich durch meine eigenen Erinnerungen an mein persönliches Schulleben in Marxstadt in der zweiten Hälfte der 30er Jahre etwas ergänzen.

*... Im Herbst 1935 brachte mich die Mutter zur Schule. Der Schuldirektor, ein junger Mann mit Namen Paul Herr, wollte mich nicht aufnehmen, da ich erst am 22. Dezember 8 Jahre alt wurde. Damals wurden die Kinder eingeschult, die zum 1. September, d.h. zum neuen Schuljahr, volle 8 Jahre alt waren. Aber meine Mutter bat so inständig, dass sich der junge Direktor erweichen ließ und mich aufnahm.*

*Die ersten Wochen waren für mich, einen Jungen aus dem Dorf, sehr schwer in der Schule. Erstens sprach ich den Marxstädter Dialekt sehr durchdrungen mit Elementen des Boaroer Dialekts. Zweitens war ich in städtischen Dingen nicht so gewandt wie meine Schulkameraden. Die*

Marxstädter waren überhaupt durch ihre Überheblichkeit anderer Einwohner gegenüber „berühmt“. Sogar manche Lehrer konnten es sich nicht verkneifen, Schüler, die die Marxstädter Aussprache nicht beherrschten, zu verspotten und zu hänseln. So hänselte selbst der Direktor zwei Mädchen aus dem Dorf Orłowskoje, die den stimmlosen Laut „k“ nicht aussprechen konnten, weil es ihn in ihrem Dialekt gar nicht gab: „Ihr Orłowskojer Gatzengopp, Gochgessel, Gaffeeganne.“ Dann hing das doch wohl auch viel von meinem Charakter ab: ich wollte immer alles genau so machen, wie es der Lehrer sagte. Und da es bei mir natürlich nicht so wurde (das Schreiben, z.B.), kam ich jeden Tag mit Tränen nach Hause.

Das erste Halbjahr schrieben wir ABC-Schüler mit Griffeln auf schwarze Täfelchen oder mit Bleistiften auf Papier in Hefen. Das sollte das ganze erste Schuljahr so bleiben. Aber der Lehrer (uns unterrichtete in der 1. Klasse der Schuldirektor in eigener Person, der Lehrer Herr) konnte die Bleistifte von 42 Schülern während der Schreib- oder Rechenstunde nicht so schnell anspitzen, wie wir sie abbrachen. So ging er im 2. Halbjahr zur Tinte über.

Ich war zu dieser Zeit schon einer der besten Schüler in der Klasse. Aber als wir begannen, mit Tinte zu schreiben, begann mein Elend von neuem. Wir sollten zu Hause alle von den Eltern Tintenfass kaufen lassen oder einfache kleine Fläschchen nehmen und Tinte machen lassen. Die Mutter hatte kein Geld, weder für ein Tintenfass noch für Tinte. Also machte sie alles selbst. Da wir auch keine Tintenstifte hatten, die wir gewöhnlich zum Tintemachen verarbeiteten, machte sie Tinte aus Wäschefarbe. Die „Tinte“ schrieb schlecht. Da meinte meine Mutter, sie habe noch zu ihrer Schulzeit immer gehört, dass in richtige Tinte etwas Zucker hineingehöre. Sie hätten als kleine Mädchen die Tinte immer etwas mit der Zunge probiert, und sie habe süß geschmeckt. So füllte sie auch in mein Tintenfass einen halben Teelöffel Zucker hinein. Die Tinte zog sich jetzt wie Sirup. Schon am ersten Schultag nach den Winterferien hatte ich die Kleidung, Hefte und Bücher, sowie die Schulbank und sogar meine Banknachbarin mit meiner Tinte so eingeschmiert, dass es furchtbar anzusehen war. Die beklagte sich auch sofort beim Lehrer. Der sah mich verächtlich an und sagte nur: „Du Schmierhannes!“ Und dieser Spitzname blieb dann noch jahrelang an mir haften, obwohl ich sauberer aussah als die meisten Jungen unserer Klasse. Wie gesagt, ich lernte leicht und gut, und auch mit viel Fleiß und Eifer. Am Ende des 1. Halbjahres wurde ich mit einem Schreibheft belohnt. Das war für mich besonders wichtig, weil Hefte überhaupt Mangelware war, und meine Eltern hatten auch nicht immer das nötige Geld dazu. Nach der Beendigung der ersten Klasse erhielt ich als Prämie eine Trikotageunterhose. Der Elternbeirat, der diese Prämien verteilte, wusste gut, dass wir 4 Kinder und sehr arm waren. Andere Kinder erhielten Bücher, Malhefte, Farbkasten, Schreibkasten, Schulmappen u. a. Ich heulte wieder. Ich wollte solch eine Prämie nicht, ich wollte auch Farben oder etwas Ähnliches haben. Die Mutter beruhigte mich: für meine Unterhose könnte man ja 10 Farbkasten kaufen. Das sei doch die höchste Prämie, die vergeben wurde. Aber dieses Argument wollte mir nicht einleuchten. Ich lernte auch weiterhin gut in der Schule und wurde oftmals ausgezeichnet. Unsere Schule war die damalige Schule Nr. 4 in der Rotarmistenstraße. Das war eine kleine Schule mit nur 4 Klassenzimmern. Es gab zwei solcher Schulen in Marxstadt, die andere stand am anderen Ende der Stadt. Beide wurden 1910 erbaut, aus roten Ziegeln. Unsere war, als ich eingeschult wurde, schon weiß gestrichen. Seitdem ist sie mehr scheckig als weiß. Da die Schule an einem Teich stand, in dem zur Sommerzeit die Frösche und Unken ihre Lieder zum besten gaben, wurde sie von groß und klein nicht anders als das „Krottennest“ genannt (Krötennest), obwohl man da Kröten nur selten sah. Aber wir liebten unser „Krottennest“, denn ihre Lage, nur 150 m von dem Teich, der sich im Frühjahr bis vor die Schule ausdehnte; (dann war direkt neben der Schule ein ungeheuer großes rundes Loch, wo der Lehm zum Bau der Schule genommen worden sein soll, dessen Ränder von der einen Seite ziemlich lang und von der anderen Seite ganz kurz waren, und das Ganze sich für uns Kinder gut zum Ski- und Schlittschuhlaufen eignete) – machte sie so anziehend. Ich verbrachte in dieser Schule 6 unvergessliche Jahre, und sie hat mir sehr viel mit auf den Lebensweg gegeben, was ich natürlich meinen Lehrern zu verdanken habe. Das waren in erster Linie der Direktor der Schule, Lehrer Paul Herr. Er unterrichtete uns in der 1. und in der 2. Klasse. Weiter konnte er uns nicht unterrichten,

denn er hatte selbst nur 7 Klassen hinter sich. Aber er war ein vorzüglicher Schulleiter und Organisator. Dann war da Lehrer Dörr, der uns in Russisch von der 2. Klasse unterrichtete. Er war ein schon ältlicher nervöser und jähzorniger Herr, der sein Fach aber sehr liebte und uns viel beibrachte. Der nächste war Lehrer Emich, auch schon ein älterer Herr, mager wie ein Reis und immer sehr ernst und unzufrieden. Der führte uns nicht nur in die klassische deutsche Literatur ein, er lehrte sie uns auch lieben. Die russischen Gedichte und Fabeln, die uns Lehrer Dörr beigebracht hat, und die deutschen Balladen und Gedichte, die wir bei Lehrer Emich gelernt haben, die habe ich bis heute nicht vergessen. Dann waren noch die Lehrerinnen Ebert, Keilmann, Bersch und Schulz.

An dieser Stelle möchte ich etwas ausführlicher über das Alltagsleben meiner Schule berichten, denn ich glaube, das wird für die nachfolgenden Generationen von Interesse sein.

Es gab in unserer Schule überhaupt nur 4 Klassenzimmer, und der Unterricht verlief in 2 Schichten. Es gab für jedes Schuljahr je zwei Klassen, und die waren überfüllt: mit 40 bis 44 Schülern in der Klasse. Ich lernte in der Klasse „A“. Anfänglich war unsere Schule eine Grundschule, d.h. es gab nur 4 Schuljahre. Dann mussten die Schüler in eine andere Schule umwecheln, wo es 7 Schuljahre gab (eine „unvollständige“ Mittelschule), oder 10 Jahre (eine Mittelschule). Als ich in die 5. Klasse kam, wurde unsere Schule zu einer unvollständigen Mittelschule gemacht. Ich konnte also auch weiterhin in unserer Schule bleiben. Ich absolvierte in dieser Schule, wie oben schon gesagt, im Sommer 1941 die 6. Klasse.

Wir wurden in folgenden Fächern unterrichtet: Deutsche Sprache (Grammatik, Rechtschreiben, Literatur). In Literatur wurden wir mit den Werken der deutschen Klassiker Goethe, Schiller, Heine, Lessing, Freiligrath, Bürger bekannt gemacht. Wir lernten Gedichte, Balladen und Prosa- und Dramenauszüge. Außerdem lernten wir aus den Werken der russischen Klassiker Puschkin, Lermontow, Krylow, und zeitgenössischer Schriftsteller und Dichter: Gorki, Demjan Bedny u. a. in deutscher Übersetzung.

Von der 2. Klasse an lernten wir Russisch – ebenfalls Grammatik und Literatur und schrieben Diktate. In der 6. Klasse lernten wir die russische Grammatik auf der Ebene der russischen Schule.

Wir hatten Mathematik, Naturkunde, Geographie, Malen, Singen und Sport. In den höheren Klassen beschäftigten wir uns außerschulisch in verschiedenen Zirkeln. Es gab einen dramatischen Zirkel, einen Gesangzirkel und einen Sportzirkel. Außerdem gab es Zirkel mit militärischer Ausrichtung: „GTO“ („Bereit zur Arbeit und Verteidigung“), „GSO“ („Bereit zur sanitären Verteidigung“), „PWChO“ („Luft- und Chemieschutz“) und „Woroschilowschütze“ (hier wurde schießen gelernt). Für die Schüler der jüngeren Klassen gab es entsprechend dieselben Zirkel nur mit dem Vorsatz „Seid“ (Z. B.: „Seid bereit zur Arbeit und Verteidigung“). Wenn man diese Zirkel mit einer entsprechenden Prüfung absolviert hatte, erhielt man ein Abzeichen. Doch es muss gesagt werden, dass die Teilnahme an den Zirkeln freiwillig und ziemlich locker war. Und es nahmen höchstens 40-50% aller Schüler daran teil.

Während der Pausen mussten die jüngeren Klassen im Korridor oder auf dem Schulhof organisiert spielen oder singen.

Während der großen Pause (15 Minuten nach der 3. Stunde) spielten wir älteren Jungen draußen vor dem Schulgebäude das beliebte Spiel „Stellhopsen“. Es bestand aus folgendem: ein Junge stellte sich mit dem Rücken an die Wand. Das war gewöhnlich ein neutraler Schüler, der selbst am Spiel nicht teilnahm. Die anderen (bis zu 12 oder 14) teilten sich in zwei Gruppen. Es wurde gelost. Wen das Los traf, der stellte sich gebückt, mit dem Kopf gegen den an der Wand Stehenden und hielt sich auch an ihm fest. Der zweite ebenfalls gebückt, umfasste seinen Vordermann von hinten und legte den Kopf zur Seite. Und so die ganze Gruppe. Sie mussten sich gut bücken, möglichst weit voneinander abstehen, so dass eine womöglich längere „Brücke“ oder ein „Pferd“ entstand. Die zweite Gruppe stellte sich so 20 m vor diesem „Pferd“ auf. Ein jeder nahm einen Anlauf, stieß sich mit beiden Händen vorn am „Pferd“ oder „Bock“ ab, sprang und

landete womöglich ganz vorn vor dem an der Wand Stehenden auf dem Rücken des gebückt stehenden Gegners. So sprangen alle der Reihe nach auf. Der beste Springer sprang gewöhnlich zuletzt, denn er muss te ja manchmal schon auf dem Rücken seines Kameraden landen. Hier musste er frei sitzen, in die Hände klatschen und bis „drei“ zählen. Fiel niemand von den Springern herunter, so durfte die ganze Gruppe noch einmal springen. Und das so oft, bis jemand sich nicht halten konnte und herunterfiel. Dann wurde gewechselt.

Gegen solche Spiele hatten die Lehrer nichts einzuwenden. Nur wenn wir durch das Spiel das Glockenzeichen zur Stunde überhörten, dann gab's Krawall.

Da war aber noch ein anderes Spiel im Umlauf: „Geldspielen“. Das wurde von den Lehrern streng geahndet.

Fremdsprachenunterricht gab es an unserer Schule nicht. Wir hatten einfach keine Lehrer. An anderen Schulen wurde er schon durchgeführt. Wir sollten im nächsten Schuljahr einen Fremdsprachenlehrer bekommen. Das hatte auch der Krieg vermässelt. Fremdsprache wurde an den sowjetischen Schulen obligatorisch 1938 eingeführt. Es wurde Englisch, Französisch oder Spanisch an unseren deutschen Schulen unterrichtet.

Prüfungen hatten wir in den Schulen vor dem Krieg nach jedem Schuljahr. Für gutes Lernen und mustergültiges Betragen gab es Prämien oder Auszeichnungen. Nach der 4. Klasse hatte ich einen „Belobigungsschein“ erhalten. Der ging später in Sibirien irgendwann verloren.

Während der Sommerferien fuhr ich mehrmals für 1 Monat in ein „Pionierlager“ (ein Erholungslager, wo viel Sport getrieben, gesungen, gewandert wurde.) Dort herrschte eine ziemlich straffe Disziplin.

In den 30er Jahren des 19. Jh. wurde in Marxstadt (wie auch in anderen größeren Ansiedlungen der ASSRdWD) ein neuer Typ von Schulen eröffnet – die Berufsschulen (russisch: ФЗУ – фабрично-заводское училище – Fabrik- und Werkschule), wohin viele unserer Mitschüler aufgenommen wurden. Diese Zöglinge bekamen hübsche Kleidungsformen und, was uns übrigen besonders imponierte, sie trugen einen breiten Leibriemen mit einer großen Schnalle, wo die Buchstaben „ФЗУ“ eingestanzte waren. Aber, um dort aufgenommen zu werden, brauchte man eine schriftliche Genehmigung von den Eltern und eine Einweisung samt Charakteristik der Schule. Natürlich gab die Schulleitung nicht ihre besten Schüler her, und auch nicht alle Eltern erteilten ihre Genehmigung dazu aus zwei Gründen: erstens waren die meisten Eltern bestrebt, ihren Kindern eine höhere Bildung zukommen zu lassen, zweitens bekamen die Berufsschüler bald einen negativen Ruf. Sie hatten nach der Meinung vieler Eltern zu viel Selbständigkeit und gerieten leicht außer Kontrolle. Aber im Allgemeinen war die Berufsausbildung keine schlechte Idee.

## **Das Katharinendenkmal**

...1851 wurde zu Ehren des 90jährigen Jubiläums der Kaiserlichen Manifeste ein Bronzedenkmal der Kaiserin eröffnet, das nach dem Projekt des berühmten Bildhauers Baron von P. Klodt für Spenden der Kolonisten errichtet wurde. Katharina II. war sitzend auf dem Throne dargestellt, sie hielt in der Hand die Rolle mit ihrem berühmten Manifest vom 22. Juli 1763. Das Denkmal wurde eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt, und der Park, der um das Denkmal herum angelegt worden war, das so genannte Katharinengärtchen, - ein beliebter Erholungsplatz der Katharinenstädter. Hier halten wir für angebracht, zu einem Artikel des oben schon erwähnten wissenschaftlichen Mitarbeiters der Marxer Filiale des Saratower Gebietsmuseums für Heimatkunde A. Kirsanow zu greifen, der in der Zeitung „Woloshka“ Nr. 41 vom 08.04.2004 veröffentlicht war.

## ***Die Geschichte einer „Regierungszeit“***

*Im Herbst 1965 beförderte der Bagger, der eine Grube für das Fundament des künftigen „Pionierpalastes“ aushob, eine Bronzeplatte von 2x1,5 m an den Tag, die von beiden Seiten mit Wenzeln der gotischen Schrift bedeckt war.*

*Die Inschrift lautete (gekürzt): „Begeistert vom Gefühl der Dankbarkeit und Treue für die Gunst, die von Ihrer Hoheit, der großmütigen Kaiserin Katharina II. erwiesen wurde, beschlossen die Kolonisten des Saratower Gouvernements im Jahre 1848 nach der Geburt Jesus Christus ihre Dankbarkeit durch die Errichtung in der Kolonie Katharinenstadt eines Monuments zu verewigen. Zur Verwirklichung dieses Beschlusses wurden im November 1848 durch Sammlung von Spenden in allen 102 Kolonien eine Summe von 14492 Rubel 83 Kopeken in Silber zusammengetragen. Zum Erlangen der hoheitlichen Erlaubnis zu dieser Frage wurde von den Bevollmächtigten sämtlicher 10 Kolonistenkreise dem Ersten Departement der Reichsverwaltung eine Mitteilung gemacht, und am 2. Mai 1849 erlaubte Seine Majestät der Selbstherrscher und Zar Nikolai I. den Wunsch der Saratower Kolonisten zu erfüllen. Das Monument wurde in Sankt Petersburg vom Professor der Zarenakademie der Künste Herrn Baron von Klodt angefertigt und am 4. Oktober 1851 in Katharinenstadt aufgestellt. Eingraviert von Philipp Koch.“*

*Das weitere Schicksal dieser einzigartigen Platte ist unbekannt. Höchstwahrscheinlich beendete sie ihre Existenz im Schmelzofen des Werks „Kommunist“. Und wie lautet die Geschichte des Denkmals selbst, unter dem diese Platte vergraben war? Die Alteinwohner unserer Stadt erinnern sich noch gut an die majestätische Schöpfung des großen Klodt.*

*Die Kaiserin war sitzend auf dem Thron dargestellt. In der herabhängenden rechten Hand hielt sie das Manifest, das sie 1763 den Kolonien geschenkt hatte, die linke ruht auf der Armlehne des Sessels. Auf dem Kopf hatte sie ein Diadem. Die Tunika um zeichnete hübsch die Figur, die Falten fielen auf die Beine. Die Schultern waren vom Mantel bedeckt. Die Figur war in Bronze gegossen und stand auf einem hohen marmornem Postament, auf dessen zwei Seiten in russischer und deutscher Sprache die Inschrift eingemeißelt war: „Der Kaiserin Katharina II. aus Dankbarkeit von den ausländischen Ansiedlern des Saratower Gouvernements. Den 24. November 1848“.*

*Mit welcher Aufmerksamkeit man sich zu dem Inhalt des Denkmals verhielt – darüber spricht die Bescheinigung des Saratower Kontor für ausländische Siedler. Nach der Aufstellung des Denkmals blieben der Kommission, die „zur Durchführung des Planes bis zur Verwirklichung“ gebildet worden war, noch eine Summe von 2355 Rubel und 5 Kopeken. Aus dieser Summe wurden 300 Rubel herausgegeben für eine gusseiserne Umzäunung des Monuments, 1000 Rubel wurden für den Unterhalt einer ständigen Wachmannschaft beim Denkmal bestimmt. Das Geld wurde den vertrauenswürdigen Kolonisten Christian Lehmann und Johannes Asmus zur rechtmäßigen Anwendung ausgehändigt, die sich verpflichteten, über diese Summe auf Grund des Statuts zu verfügen, das sich in den Akten des Saratower Kontors befand. Nach allen Auslagen blieb noch eine beträchtliche Summe übrig. Wie verfügten sie über diese Summe? Lesen wir in demselben Dokument: Die Kommission bittet „um Erlaubnis, ein Stipendium für junge Leute aus den Kolonisten zu gründen, die sich der Theologie, der Medizin, der Pädagogik, der Technologie widmen wollen, damit sie Universitätsausbildung bekommen können“. So wurde ein Stipendium gegründet, zu welchem immer neue Einlagen hinzukamen. So spendete der Unternehmer Peter Lippert 5000 Silberrubel „zur Erziehung von Kolonistenknaben auf dem Gebiet verschiedener Gewerbe und verschiedener Künste“.*

*In einem anderen Dokument vom 9. Juni 1861 lesen wir folgendes in Bezug zu dem Werk von Klodt. „Sein Hochwohlgeboren Herr Verwalter des Kontors erklärte, dass er während seines Aufenthalts in Katharinenstadt Verwahrlosung des Platzes um das Monument der Kaiserin Katharina II. bemerkt habe. Der Platz muss mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt in Form einer Grünanlage und dieselbe mit einem leichten Holzzaun umgeben werden.“ Und so entstand nach einigen Jahren rings um die Kaiserin ein hübsches „Katharinengärtchen“ mit schattigen kühlen Alleen.*



*Die unbramherzige Zeit nahm ihren Lauf, Jahre vergingen um Jahre, und die nicht alternde Kaiserin „schaute“ aus der Höhe ihres Postaments auf alle Begebenheiten der vaterländischen Geschichte.*

*Mit schrecklicher Schießerei und allgemeinem Chaos verkündete von sich der Oktober 1917, danach auch der März 1918, der in Katharinenstadt die Macht der Bolschewiki ausrief. Mitte der 20er Jahre fegte eine Vernichtungswelle der Denkmäler durchs Land. Es wurde niemand verschont. Bagrations Denkmal wurde gesprengt, Kutusows Memorial zerstört, in Nowotscherkassk wurde das Denkmal General Platows vernichtet. Was kann man da sagen über die russischen Selbstherrscher, „Mütterchen Katharina“ nicht ausgeschlossen. Unasere Stadt verwandelte sich in Marxstadt, der Katharinengarten in Garten der Freiheit. Es war verständlich, dass das Schicksal der „Katharina“ besiegelt war.*

*Nach einer Versammlung auf dem städtischen Platz riss eines „unschönen“ Tages eine Gruppe schäumender vor Klassenhass Stadtbürger das Denkmal von seinem Postament und stellte es in den Hinterhof des Heimatmuseums. Aber auch hier ließ die Statue durch ihre Erhabenheit jemandem keine Ruhe. Im Jahre 1941 wurde das kunstvolle Meisterwerk in der Gießerei des Werks „Kommunist“ in flüssige Lava verwandelt. Und die verwaiste Stadt wurde mit geschmacklosen Skulpturen der Führer des Weltproletariats geschmückt. Als Postamente wurde das Piedestal der „gestürzten Kaiserin“ verwendet (ein Teil davon wurde am Obelisk der Helden des Bürgerkriegs verbraucht).*

*So endete die 90jährige „Herrschaft“ der Kaiserin in unserer Gegend.*

### **Religiöses und kulturelles Leben**

In Katherinenstadt gab es eine lutherische, eine katholische und eine orthodoxe Kirche. Diese Multikonfessionalität, die für die deutschen Wolgakolonisten gar nicht charakteristisch war, stammte von der Herkunft der Ersteinwohner, die aus Ländern mit verschiedenen Konfessionen stammten, so wie auch von dem allmählichen Zustrom russischer Einwohner in dem Maße, wie sich die Stadt entwickelte. Zum Anfang des XX. Jh. machte die lutherische Gemeinde ca. 60% der Einwohnerzahl von Katharinenstadt aus, die katholische und orthodoxe je 20%.

*Die Gebäude aller drei Krchen wurden in den 30er Jahren zerstört. Zuerst war im Kirchturm der russischen Kirche Feuer ausgebrochen (wie – weiß keiner) und er wurde abgerissen, dann wurde auch der andere Teil der Kirche abgetragen. Damals hieß es unter den Einwohnern, in dem Turm hätten sich Hexen eingenistet gehabt, die nachts herabstiegen und den späten Passanten Angst machten. Dann brach Feuer aus im kleinen Turm der lutherischen Kirche – er wurde abgerissen. Das Kreuz und der Glockenstuhl vom großen Turm wurden ja schon früher zerstört. Dann hatte sich im Turm unter dem Uhrengeschoss die städtische Feuerwehr einen Aussichtsturm eingerichtet. Die 4 Uhren funktionierten bis 1941, bis zur Aussiedlung der deutschen Bevölkerung. Man konnte die Uhrzeit einen Kilometer weit noch erkennen. Die Garagen der Feuerwehrautos und der Wasserpumpen befanden sich direkt der Kirche gegenüber (heute ist hier das Administrationsgebäude der Stadt erbaut worden). Wie gesagt, in der lutherischen Kirche wurde ein Kulturpalast eingerichtet, in der katholischen – ein Lichtspielhaus. Diesen Zwecken dienten die zwei Kirchen bis zur Aussiedlung der Deutschen.*

*Dann brannte der Turm der katholischen Kirche aus, und er wurde abgerissen (später das ganze Gebäude). Aus den Ziegeln der Kirchen wurden andere Gebäude errichtet. Der große Turm der lutherischen Kirche wurde im Sommer 1956 abgebaut. Es hieß, man brauchte Ziegel für den Bau eines Behördengebäudes. Der Autor war Augenzeuge bei der Vernichtung des historischen Baudenkmals. Er stand damals stundenlang und sah zu, wie die Ziegel oben vom Turm mit Brechstangen abgebrochen und in hölzernen Rinnen von hoch oben herunterschossen auf alte Autoschienen, von da bis 5-6 Meter in die Höhe flogen, zur Seite herunterfielen und nicht daran dachten, kaputt zu gehen.*

Auf der Stelle der ersten, noch hölzernen, lutherischen Kirche wurde das Katharinen Denkmal errichtet und die lutherische Gemeinde erhielt eine imposante Kirche aus Ziegelsteinen, die unweit der ehemaligen erbaut wurde. Sie wurde nicht ohne Grund als die schönste Kirche in den deutschen Wolgakolonien gezählt. 1895 wurde in ihr eine Orgel der Firma Walker aus Ludwigsburg (Deutschland) eingebaut. Ganz in der Nähe hatten die Jesuiten noch 1815 eine katholische Kirche gebaut, die eine der ersten aus Ziegeln erbaute religiöse Einrichtung im Wolgagebiet aus sich darstellte.

Anfang des XX. Jh. war die endgültige architektonische Planung von Katharinenstadt beendet, die im Allgemeinen auch heute noch so existiert. Zu den ersten 5 Straßen, die längs der Wolga angelegt waren, kamen noch 6 hinzu. Die breiteste Querstraße mit dem Namen Reichsstraße (heute der Leninprospekt), wo sich die Lutherische Kirche befindet, teilte die Stadt in zwei fast gleichgroße Teile – in die Oberstadt und die Unterstadt. Ungeachtet ihrer Benennungen befindet sich die erste tiefer nach der Strömung des Flusses, die zweite – höher. Auf dieser Straße befand sich traditionell der Marktplatz (da ist er auch heute noch). Je nach der Ausbreitung der Stadt rückte der Marktplatz immer weiter von der Wolga ab in Richtung Steppe. Schließlich befand er sich im Rayon der heutigen Arbeiterstraße und dringt an Markttagen weit in diese Straße hinein. In der früheren Reichsstraße, in der Nähe der Wolga, befand sich früher ein so genannter Einkehrhof (Gasthaus), dessen Gebäude auch heute noch existiert. Am Anfang des XX. Jh. wurde in dieser Gegend auf einer Anhöhe das größte und imposanteste Schulgebäude von Katharinenstadt gebaut (heute ein Dienstleistungskombinat). 1912 zählte die Stadt schon 11962 Einwohner. Es schien, dass nichts die verhängnisvollen Ereignisse voraussehen konnte, die bald das ganze Leben nicht nur der Katharinenstädter, sondern auch das ganze Leben aller Völker Russlands umstürzten.

## **Das politische Leben in der Stadt**

Nach der Februarrevolution von 1917 entstand in Katharinenstadt eine Organisation der Sozialisten. Sie bestand aus Lehrern und anderen Vertretern der Intellektuellen, sowie auch aus Arbeitern. Da Katharinenstadt nach der Anzahl dieser Volksschichten allen anderen deutschen Kolonien weit voraus war, so war es auch völlig gesetzmäßig, dass die größte und einflussreichste sozialistische Gruppe sich gerade in dieser Stadt herausbildete. Die örtlichen Sozialisten waren ziemlich loyal und neigten hauptsächlich zu den Menschewiki. Die Zeitung „Kolonist“, die seit März 1917 von der Katharinenstädter Gruppe herausgegeben wurde, verwandelte sich im Mai zum Organ des Sozialistenbundes der Wolgadeutschen. Im ZK dieser Organisation dominierten anfänglich die Katharinenstädter. Doch im Frühjahr 1918 kam durch die Unterstützung der Sowjets die führende Macht in die Hände des Saratower Komitees, das zu den Bolschewiki neigte. Doch ungeachtet dessen wurde im Herbst 1918 der „verschiedenfarbige“ Bund auseinander gelassen, und bald entstand in Katharinenstadt eine bolschewistische Organisation. Noch früher, am 22. April 1918, wurde der Katharinenstädter Sowjet (Rat) gegründet, an der Spitze stand Alexander Dotz.

Gleich nach dem Oktober 1917 gerieten die deutschen Wolgasiedlungen in die Macht der Willkür und des Chaos. Die Rotgardisten sprengten in die deutschen Wolgasiedlungen, entwaffneten ihre Selbstverteidigungsorgane, verhafteten die örtliche Verwaltung, erklärten den „Kriegszustand“ und belegten die Kolonisten mit Kontribution. In Katharinenstadt betrug sie nicht mehr und nicht weniger als 2 Millionen Rubel.<sup>13</sup> Nach der Entrichtung der ersten drohten den Kolonien neue Kontributionen, anderenfalls – willkürliche „Requisitionen“ und bewaffnete Repressalien.

Der Bürgerkrieg betraf Katharinenstadt nicht direkt, doch viele seiner Einwohner wurden da hineingezogen. Im Herbst 1918 wurde in Saratow das I. Katharinenstädter kommunistische deutsche Regiment zusammengestellt und in die Ukraine geschickt. 1920 wurde in Marxstadt eine Kavalleriebrigade formiert. Und Anfang 1921 wurden von hier Truppenteile gegen die Banden von Wakulin und Pjatakow geschickt, die ihr Unwesen südlich der Stadt trieben. Die Leichname der von

---

<sup>13</sup> Fleischhauer, Die Deutschen, S. 567.

den Banditen in der Umgebung von Marxstadt Umgebrachten wurden feierlich auf dem Platz neben der lutherischen Kirche bestattet. Bei der Eröffnung des Denkmals auf dem Brudergrab war selbst M. Kalinin anwesend.

Viel mehr als vom Bürgerkrieg litten die Katharinenstädter von der katastrophalen Hungerepidemie in den Jahren 1921-22. Ihre Vorgeschichte wurzelte meinem nach in den Sommer von 1918, als in den Nikolajewsker Ujesd (Landkreis) des Gouvernements Samara, zu dem Katharinenstadt zählte, auf Anordnung von Lenin die erste in der RSFSR Lebensmittelexpedition unter der Leitung von S. Malyschew geschickt wurde. Sie führte mit sich einige Waggons mit Waren des bäuerlichen Bedarfs, um sie gegen Getreide einzutauschen. Die Expedition wurde nicht zufällig gerade hier her geschickt: dieses Territorium war einer der wenigen Getreiderayons, die sich zu diesem Moment in den Händen der Bolschewiki befanden. Außer der Versorgung der schon hungernden Hauptstädte verfolgte die Expedition offenbar noch ein anderes Ziel – die Herstellung eines „direkten Produktenumtauschs“ zwischen den Städte und Dörfern, der nach den Ideen der bolschewistischen Theoretiker die Waren-Geldbeziehungen abwechseln sollte. Die Abenteuerlichkeit solcher Pläne trat sofort zutage, als die kargen Warenvorräte, die der Staat zum Umtausch gegen Getreide besaß, ausgingen. Unter diesen Bedingungen griffen die bolschewistischen Machthaber zu viel „effektiveren“ Methoden – zur nackten Gewalt.

Die Expedition von 1918 und ihr Einfluss auf die weitere Nahrungsmittelpolitik im Gebiet der Wolgadeutschen sind mit Sicherheit noch nicht genügend erforscht. In größerem Grade fand sich die Widerspiegelung dieses Ereignisses in der schöngeistigen Literatur: die Erzählung von I. Babel „Iwan und Marja“ beschreibt das Katharinenstadt jener Periode sehr farbenreich, auch den Aufenthalt der Nahrungsmitlexpedition. Dieses Thema wird auch in den Erinnerungen von S. Malyschew selbst in „Begegnung mit Lenin“ angesprochen. Die niedrigen Preise und der Überfluss an Nahrungsmitteln in dem noch nicht zerstörten Katharinenstadt machten es der Expedition möglich, in nur zwei Monaten 42 Tausend Pud Getreide zu beschaffen. Von den glänzenden Resultaten wurde sofort Moskau informiert, und am 17. August 1918 schickte Lenin an Malyschew nach Katharinenstadt als Antwort ein Begrüßungstelegramm.

Allem Anschein nach riefen die schnellen und unerwarteten Erfolge im Kreml eine völlig verzerrte Meinung über die ökonomische Lage und die Möglichkeiten der deutschen Wolgabauern hervor. Diese Vorstellung änderte sich scheinbar auch nicht durch die Reise M. Kalinins und W. Molotows im Jahre 1919 nach Marxstadt. Anderenfalls lässt sich jene besondere Schonungslosigkeit nur schwer erklären, mit der 1919-20 in der Deutschen Wolgaautonomie die so genannte „Prodraswjorstka“ (die zwangsmäßige Konfiszierung der letzten Nahrungsmittel bei den Bauern) durchgeführt wurde, die an und für sich schon eine grausame Maßnahme aus sich darstellte. In Verbindung mit den Dürren von 1920-21 **musste** dieser Umstand das Gebiet der Wolgadeutschen zu einer Katastrophe führen.

## Hungerjahre

Die örtliche Leitung verhielt sich zu den drakonischen Maßnahmen der Zentralbehörden nicht einerlei. Unter den „allerhärtesten“ Funktionären, die für die Erfüllung der Prodraswjorstka um jeden Preis auftraten, war der schon erwähnte A. Dotz. Im Februar 1920 verhaftete die Gebiets-Tscheka, die er in jener Zeit leitete, den gemäßigten Teil der Gebietsleitung und jene, die die Verhafteten verteidigten.<sup>14</sup> Das Schicksal wollte es, dass er den Juli 1965 erlebte und im Bestand der zweiten Delegation der Russlanddeutschen von A. Mikojan empfangen wurde. Er sprach sich für die Wiederherstellung der ASSRdWD aus, erinnerte an seine Teilnahme an ihrem Aufbau in den Hungerjahren. Er sagte: „Wir erfüllten alle Anordnungen über die Lebensmittelfertigstellung, erfüllten sie vorfristig. (...) Es genügte, einen Zettel zu schreiben und die Leute gaben alles“. Doch in diesem Moment zog es die hohe Obrigkeit vor, an solche „Heldentaten“ der Zeit des Kriegskommunismus nicht mehr erinnert zu werden, und Mikojan schwieg diplomatisch.

---

<sup>14</sup> Siehe: Hermann, A.A. das benannte Werk, S. 60.

Anfang 1921 erschienen in Marxstadt die ersten Hungeropfer. Im Resultat der Beschlagnahme bei den Bauern der letzten Getreidevorräte einschließlich des Samenguts, des zwangsläufigen Schlachtens des Viehs und der praktischen Hilfeunterlassung von außen verschlechterte sich die Lage mit jedem Monat. Viele Marxstädter waren gezwungen, sich durch Flucht zu retten. Im Herbst hungerten schon faktisch alle örtlichen Einwohner. Die Situation verschlechterte sich noch mehr, als Ende September 1921 sich die Einwohnerzahl der aussterbenden Stadt verdoppelte, als man hier her noch 10 Tausend Hungerleidende aus anderen Gebieten brachte. Auf Beschluss des Allrussischen Zentralen Vollzugskomitees sollten sie aus dem Gebiet evakuiert werden, mussten aber wegen Transportmangels noch zwei Monate (!) in Marxstadt bleiben.<sup>15</sup> An der Anlegestelle an der Wolga, auf den Straßen Marxstadts und in den Häusern konnten die Verhungerten nicht so schnell begraben werden wie sie wegstarben. Laut Erinnerungen von Augenzeugen wären die noch übrig gebliebenen Einwohner alle ausgestorben, wenn keine ausländische Hilfe herbeigeeilt wäre. Sie wurde in Marxstadt Ende 1921 zuerst den Kindern, dann auch den Erwachsenen vom Internationalen Kinderhilfebund unter der Leitung des berühmten Polarforschers F. Nansen erwiesen, der die Stadt persönlich besucht hatte. Als schreckliches Symbol jener Jahre ist ein Foto geblieben, das eine große Anzahl toter Kinder aus Marxstadt zeigt. Es war im Buch von E. Groß über die ASSRdWD veröffentlicht, das 1926 in Pokrowsk erschienen war. Den nicht wieder gutzumachenden Verlust, der Marxstadt zugefügt worden war, widerspiegelte teilweise die Volkszählung von 1926, die in der Stadt 12457 Einwohner fixierte, darunter 11260 Deutsche (über 90%). Dem zufolge hatte sich die Einwohnerzahl der Stadt in 14 Jahren (seit 1912) nur um 4,1% vergrößert. Die Zeiten des dynamischen Wachstums der größten deutschen Siedlung an der Wolga gehören für immer der Vergangenheit an.

## Industrie

Die Kataklysmen der ersten Jahre der Sowjetmacht haben ihren Stempel allen Seiten des Lebens von Marxstadt aufgedrückt. 1919 wurde die Schäfer-Fabrik nationalisiert. Sie wurde in die „1. Staatliche Fabrik für Landmaschinenbau“ umbenannt und arbeitete zum Ende 1921, während des Höhepunktes des Hungers nur auf 3% ihrer Kapazität.<sup>16</sup> Doch bald begann auf der Basis dieses größten Unternehmens im Gebiet der Wolgadeutschen der Bau des ersten im

Land Traktorenwerkes mit dem bemerkenswerten Namen „Wiedergeburt“. Im Jahre 1926 wurden hier schon 12 Traktoren herausgelassen. Doch mit der Herstellung von stärkeren Traktoren und dem Bau gigantischer Werke für deren Produktion, ging die Fabrik zur Herstellung von Motoren über. Sie erhielt ihren nächsten Namen – „Kommunist“. Zusammen mit dem Werk und selbst der Stadt behauptete sich die kommunistische Symbolik auch auf den Straßen der Stadt. Sie erhielten alle neue Namen: Kommunistenstraße, Karl-Marx-Straße, Karl-Liebknecht-Straße, Friedrich-Engels-Straße, August-Bebel-Straße, Lassallestraße, Arbeiterstraße, Freiheitsstraße, Rote Straße, Rotarmistenstraße, Kollektivistensstraße, Oktoberstraße. Neben diesen ultrarevolutionären Symbolen gab es keinen Platz mehr für die Kaiserin Katharina II. In den 20er Jahren wurde das Denkmal der Kaiserin in den Hinterhof des örtlichen Museums abgeschoben, dann lag es jahrelang unter einem riesigen Schrotthaufen des Werks „Kommunist“, bis es 1941 eingeschmolzen wurde.

Die „Kulturrevolution“ der Bolschewiki beschränkte sich aber nicht nur auf neue Namen und die Vernichtung von Denkmälern. In den 20er und 30er Jahren wurden in Marxstadt bestimmte positive Schritte unternommen zur Entwicklung der Bildung und Kultur. Anstelle der Gymnasien entstand ein Netz von sowjetischen Schulen. In der Stadt wurden ein Mechanisches Technikum (Fachschule), ein Bautechnikum (vereinigte sich 1933 mit dem Mechanischen Technikum) und ein Pädagogisches Technikum eröffnet. Die Gebäude, wo sich diese Lehreinrichtungen befanden, existieren auch heute noch. Schon im März 1919 wurde in Katharinenstadt das erste staatliche nationale Museum der Wolgadeutschen eröffnet. 1925 übergab die Regierung der ASSRdWD dem Museum

---

<sup>15</sup> Ebenda, S. 130.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 149.

ein zweistöckiges Gebäude, wo sich das Museum bis zu seiner Schließung im Jahre 1936 befand. In den 30er Jahren gab es in der Stadt sogar ein Bauerntheater. Die Theatervorstellungen fanden im Kulturpalast statt, d.h. in der ehemaligen lutherischen Kirche.

Aber in derselben Periode entfaltete sich in Marxstadt wie auch überall im Land eine zügellose Hetze gegen die Religion. Durch die Bemühungen des Kommunisten L. Kamphausen aus Deutschland und seiner örtlichen Kollegen wurden von der lutherischen Kirche die Kreuze heruntergeworfen, der imposante Glockenstuhl wurde zerstört und in dem verstümmelten Gebäude wurde der Kulturpalast des Werks „Kommunist“ errichtet. Zur größeren Überzeugungskraft wurde daneben ein riesiges Transparent angebracht mit der Losung: „Die Religion ist Opium für das Volk“. Der Moment der Zerstörung der Kirche ist auf einem Foto festgehalten, das sich im örtlichen Heimatmuseum befindet. In der historischen Chronik von A. Hermann wird der Massenauftritt der Marxstädter am 5. Juni 1930 mit einem Protest gegen die Schließung der lutherischen Kirche erwähnt. Augenzeugen erzählen, wie die wütenden Stadtbürger Kamphausen ergriffen, der dabei war, die Kreuze von der Kirche zu werfen, ihn mit Petroleum begossen, es aber nicht mehr schafften, ihn anzuzünden. Nach diesem Ereignis wurden viele Marxstädter verhaftet, auch solche, die gar nicht beteiligt waren. Die wunderbare Kirchenorgel existierte noch bis zu dem kalten Winter 1941/42, als die neuen Einwohner sie zu Brennholz verschleppten. Der letzte Pastor der Marxstädter lutherischen Gemeinde Artur Julius Klück wurde 1928 nach Sibirien verschickt und dort hingerichtet.<sup>17</sup>

Ein analoges Schicksal traf auch die katholische Kirche: sie wurde verstümmelt und dann in ein Lichtspielhaus verwandelt. 1986 wurde sie auf Befehl der Stadtväter dem Erdboden gleich gemacht. Laut Mitteilung von A. Hermann geschah die Schließung dieser Kirche auch nicht ohne Zutun des erwähnten L. Kamphausen, der als Vorsitzender des Marxstädter Kantonsowjets der Atheisten tätig war. Dieser „kriegerische Atheist“ zwang mit der Pistole den damaligen Pater Georg Bayer und den Rat der katholischen Kirche eine Erklärung zu unterzeichnen über die Übergabe des Gotteshauses an den Staat. Die rowdyartige Tätigkeit von Kamphausen löste in der Öffentlichkeit großes Aufsehen aus, und das Oberste Gericht der ASSRdWD verurteilte ihn zu 2,5 Jahren Freiheitsentzug. Doch das Oberste Gericht der RSFSR stellte die Strafe zur Bewährung aus. Der Volkskommissar für Justizwesen nahm den Gotteslästerer unter seinen Schutz.<sup>18</sup>

In der Marxstädter orthodoxen Kirche wurde zuerst ein Getreidelager eingereicht, aber dann wurde sie einfach gesprengt. Man erzählt - aus den Bruchstücken des Gebäudes gelang es, nur eine kleine Schule im Dorf Boaro (heute: Borodajewka), unweit von Marxstadt, zu bauen.

Um zu zeigen, mit welchem Pomp und mit welcher Propagandademonstration die Einweihung des Gebäudes der lutherischen Kirche in einen Kulturpalast verlief, bringen wir einige Artikel aus der wolgadeutschen Republikzeitung „Nachrichten“ vom Dezember 1929. (Nur die Schrift wurde von der gotischen zur lateinischen geändert.)

Noch ein Beispiel aus der Zeitung „Nachrichten“, wie damals der Kampf gegen Die Religion geführt wurde:

### ***Her mit den „Lipperts-Glocken“***

*Zur Oktoberfeier brachten die Krasnojarer Bauern Ihre Kirchenglocken nach Marxstadt und übergaben sie der Fabrik „Wiedergeburt“ zur Umschmelzung für Traktorenteile. Ihre Losung lautete: Weg mit den Glocken! Her mit Traktoren! Alles für die Erfüllung des 5-Jahresplanes!*

*Am 17. November brachten auch die Boregardter Bauern ihre Kirchenglocken und übergaben sie feierlichst der Fabrik „Wiedergeburt“ zum Traktorenbau. Genosse Nickelman, der Leiter der Fabrik, betonte bei der Übernahme der Glocken ausdrücklich, daß es an Messing und Kupfer sehr*

---

<sup>17</sup> Die Kirchen und das religiöse Leben der Russlanddeutschen. Evangelischer Teil. 2. Auflage.- Stuttgart, 1978, S. 150.

<sup>18</sup> Siehe: Der deutschrussische Ethnos: Richtpunkte der Geschichte. – M., 1994, S. 50.

mangelt. Dem kann durch die Übergabe der Glocken gesteuert werden. Es müssen noch mehr Glocken gebraucht werden.

*Der Vertreter des Kommunistischen Jugendverbandes versprach den Boregardter Bauern, ihrem Beispiel zu folgen und auch in Marxstadt zunächst in der Russischen Kirche mit den Glocken aufzuräumen. In zwei Wochen soll die russische Kirche dem Jugendverband zu Kulturzwecken übergeben werden. Bei dieser Demonstration der Kommunistischen Jugend mit den Werktätigen erinnerte sich so mancher an die Geschichte der großen Glocke auf dem Marxstädter Kirchturm der lutherischen Kirche. Diese Glocke heißt „die Lipperts-Glock“. Weshalb? Weil diese große Glocke von dem größten Ausbeuter der Republik der Wolgadeutschen, Peter Lippert, der Kirche geschenkt wurde. Da es aber dem Lippert nicht nur daran gelegen war, mit seiner Glocke die werktätige Masse verdummen zu helfen, sondern sich dabei auch noch einen Namen zu machen, so ließ er am Rande der Glocke auch seinen Namen eingravieren. Diese Inschrift kann heute noch jeder auf der Glocke lesen. Später passierte mit der Glocke jedoch ein Unglück, sie bekam einen Sprung. Nun war es aus mit dem Läuten der großen Glocke. Doch da erbarmten sich die Söhne des alten Lippert - der Peter Iwantsch und der Feder Iwantsch, und ließen die große Glocke reparieren. Die Reparatur der Glocke wurde in „Schäfers Gussawod“ durchgeführt. Doch wiederum geschah hier etwas Eigentümliches. Auf der Glocke mußte eine neue Inschrift angebracht werden: „Repariert dann und dann von Gbr. Lippert“. Ein Korrespondent aus früherer Zeit schrieb diesbezüglich einen witzigen Artikel in der Zeitung. Er wollte heraushören, daß die Glocke jetzt immer läute: Lipperts Glock! Lipperts Glock! Peter Iwantsch! Feder Iwantsch!... Sollten sich die Arbeiter der Fabrik „Wiedergeburt“ bei dieser Gelegenheit nicht daran erinnern, daß sie mit ihrer wertvollsten Fabrik die eigentlichen Besitzer dieser großen Glocke sind? Waren doch die Gbr. Lippert nebst Schäfers die Besitzer der heutigen Fabrik Wiedergeburt. War es nicht der Peter Iwantsch Lippert, der die Arbeiter preßte bis aufs Blut, der selbst keinen Finger krumm machte, dafür aber alljährlich 40 Proz. Reingewinn von seinen Kapitaleinlagen einstrich? Und dafür titulierte dieser größte aller Ausbeuter die Arbeiter, wenn er sie aus den Fabrikräumen herauskommen sah: „Da kommen sie, die schwarzen Galachen“. Sehen wir nicht klar vor Augen an diesem Beispiel, wie diese Blutsauger früher mit einer Hand die Arbeiter preßten, und mit der anderen einige Rubel von dem erpreßten Gelde spendeten, um die Arbeiter zu verdummen und im Dunkeln zu halten? Ja, die Arbeiter der Fabrik „Wiedergeburt“ haben vollen Grund mit Entschiedenheit zu verlangen! Her mit unserem Gut, mit der Lipperts-Glock! In den Schmelzofen mit ihr! Soll sie jetzt dem Aufbau des Sozialismus, der Erfüllung des 5-Jahresplanes dienen! Die Namen aber der Lipperte sollen auch auf den Glocken ausgemerzt werden! Die anderen Dörfer aber möchten einmal eine Untersuchung veranstalten, welche Ausbeuter aus ihrem Dorfe die Glocken für ihre Kirchen spendeten. Sie werden finden, daß bestimmt, auch dort irgendwelche „Lipperte“ mit am Werke waren, die Spenden zum Ankauf der Glocken gaben. Das aber ist Grund genug, um auch diese Reste des Andenkens an die Ausbeuter in den Schmelzofen der Fabrik „Wiedergeburt“ zu schicken.*

*Alma*

## **Ein neues Hungerprojekt**

Der neue Kreuzzug gegen die Religion fiel nicht zufällig zeitlich mit der Kollektivierung und der massenweisen Entkulakisierung (Enteignung und Verschickung der Großbauern) zusammen. In einem Staat, der das Stadium der reifen Totalisierung erreicht hatte, konnte es keinen Platz geben weder für die Religion, noch für irgendwelche andere unabhängige Formen des gesellschaftlichen Bewusstseins. Die Entkulakisierung, die in der ASSRdWD im Februar-März 1930 durchgeführt wurde, betraf auch viele Marxstädter, die sich von ihrer Bauernwirtschaft noch nicht getrennt hatten. Und die stalinsche Kollektivierung, die neue Formen der Prodraswjorska ins Leben gerufen hatte, rief eine neue Hungerkatastrophe hervor. In der ASSRdWD betraf die Hungersnot von 1933 am meisten den Teil der Bevölkerung auf der Bergseite, in Marxstadt – die Kolchosbauern. Die Behörden nahmen ihnen faktisch jegliche Nahrungsvorräte und, zum Unterschied zu der

Hungersnot von 1921, blockierten sie völlig die Hilfe von außen. Hier bringen wir eine Episode aus den Erinnerungen eines der Autoren.

*„... Weiter erinnere ich mich an die so genannte „Prodraswjorstka“, das heißt die zwangsmäßige Wegnahme des Getreides von den Bauern. Zu uns kam die zuständige Kommission mehrere Male, es war aber nichts mehr zu holen. Da wurde Vater in den Dorfsowjet geholt, in die Verwaltung. Er kam nach einer halben Stunde mit noch drei Männern nach Hause zurück, nahm einen leeren Sack und ging in den Flur zum Mehlkasten. Die Mutter hatte die kleine Schwester Lea auf dem Arm, und ich hing an ihrem Rock. Sie wollte sich vor den Mehlkasten stellen und schrie fürchterlich. Wir, Kleinen, begannen auch zu schreien. Aber Vater drückte Mutter schweigend beiseite und fegte mit dem Flederwisch (ein Stück Gänseflügel) das letzte Mehl aus den Ecken des Mehlkastens. Es ergab sich ungefähr ein halber Eimer. Vater schüttete es in den Sack und übergab es den Leuten. Sie standen stumm mit weit aufgerissenen Augen und Mündern da. Schließlich sagte einer von ihnen: „Na, so war das doch nicht gemeint, Alexander.“ – „Weiter kann ich Euch nicht helfen, Männer“, antwortete der Vater und die Tränen quollen ihm aus den Augen. Die Männer nahmen das Mehl mit und hießen Vater auch mitkommen. Im Kolchoskontor stellten sie die Sache dem Vorsitzenden vor. Der ordnete an, Vater mit einem halben Pud (8 Kilo) Roggenmehl zu prämiieren, für gewissenhaftes Abliefern des letzten Getreides.“*

Unter diesen Umständen griffen viele Einwohner der Stadt wiederum zur Flucht. Manche Marxstädter, die keine Möglichkeit hatten, selbst wegzufahren, schickten ihre Töchter nach Moskau, wo sie Arbeit als Mägde in den Familien verschiedener Würdenträger, ausländischer Spezialisten und sogar in den ausländischen Botschaften fanden. Die meisten dieser deutschen Mädchen kehrten nach ein-zwei Jahren wieder nach Hause zurück, aber manche blieben in der Hauptstadt bis 1941 und wurden gleichzeitig mit allen anderen Wolgadeutschen deportiert.<sup>19</sup>

Nicht weniger schmerzhaft trafen die Marxstädter die politischen Repressalien der 2. Hälfte der 30er Jahre. Erstens deshalb, weil in den Städten diese Repressalien viel stärker verbreitet waren. Zweitens, die Deutschen eigneten sich wie kein anderer in der Rolle „faschistischer Diversanten und Spione“, mit dem Ziel der Vernichtung derselben, nach der damaligen offiziellen Version, gerade diese blutige Aktion auch organisiert war. Sie verschluckte auch den oben genannten Kamphausen und die meisten Kommunisten aus den Reihen der Deutschen aus Marxstadt, sowie viele parteilose und apolitische Einwohner der Stadt. Die Jahre 1921, 1933, 1937 – diese Merkpfeiler konnten die Einwohner von Marxstadt sogar nach dem Genozid der 40er Jahre nicht vergessen.

## **Eine deutsche Tragödie**

Am Abend des 22. Juni 1941, am Tage des Kriegsausbruches, fand in Marxstadt ein städtisches Meeting statt. Eduard Airich (Mitarbeiter der örtlichen Zeitung „Rote Sturmflagge“ und späterer berühmter Sporttrainer und Aktivist der russisch-deutschen Bewegung) und andere Deutschen erklärten ihre Bereitschaft, als Freiwillige an die Front zu gehen. Doch die die Clique Stalins und Berijas hatten ihnen ein ganz anderes Los vorbereitet. Bald darauf konnten die Marxstädter das 175-jährige Jubiläum ihrer Heimatstadt begehen, obwohl doch wohl kaum einem von ihnen solch ein Gedanke in den Kopf kam. Dieser Jahrestag sollte der letzte sein in der Geschichte der größten deutschen Siedlung an der Wolga.

Wie auch die anderen Wolgadeutschen erfuhren die Marxstädter von dem Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941 über die allgemeine Aussiedlung erst am 30. August aus den Radiosendungen und Mitteilungen der örtlichen Presse. Die Stadt wurde sofort von Truppen besetzt. Sie quartierten sich in mehreren Häusern ein und begannen von neuem eine sorgfältige Registrierung des Familienbestands, doch wohl zwecks Versorgung der Aussiedler mit Fuhrwerken. Die Verbindung Marxstadts mit anderen Siedlungen

---

<sup>19</sup> Vgl. Pinkus, B./Fleischhauer, I. Die Deutschen in der Sowjetunion. – Baden-Baden, 1987, S.311.

der ASSRdWD oder gar mit der Außenwelt war unterbrochen. In der Stadt wurde überall der elektrische Strom abgeschaltet, nachts heulten in der völligen Dunkelheit ununterbrochen die Hunde.

### ***Erinnerungen eines Autors:***

*„... Wir wurden aus Marxstadt auch so in den ersten Tagen im September ausgesiedelt. Ein paar Tage zuvor gingen Russenleute durch die Häuser der Deutschen und registrierten alles: Bestand der Familie, Häuser und Kühe. Wir besaßen kein eigenes Haus, wohnten in einer Kommunalwohnung (die Kuh lieferten wir ab; später, in Sibirien, hatten wir unter wenigen das Glück und erhielten dafür eine Kuh aus dem Kolchos). Der Vater arbeitete im Betrieb fast bis zum letzten Tag. Dann lief er zwei Tage dorthin, um den ihm noch zustehenden Lohn zu erhalten, doch vergebens. Wo sollten auch die Betriebe und örtlichen Banken das viele Geld auf einmal hernehmen? Die Zentralbehörden kümmerten sich nicht darum.*

*Am Nachmittag des 6. September kamen Militärs und kündigten an, dass in zwei Stunden die Wagen kämen, wir sollten uns bereithalten. Doch sie waren kaum weg, als die Fuhren schon vor dem Haus hielten. Unsere Familie hätte nach den von oben bestimmten Normen für 7 Personen (die Eltern und 5 Kinder) zwei Fuhren bekommen sollen - eine zweispännige und eine einspännige. Doch es gab nur eine zweispännige. Es musste alles schnell umgepackt und einige Kisten und Bündel zurückgelassen werden.*

*In der Stadt herrschte ein unbeschreibliches Chaos - auf den Straßen liefen Schweine, Schafe, Ziegen umher und schrieten, Hühner gackerten, die Hunde heulten (sie spürten am stärksten, dass etwas Ungewöhnliches in der Luft hing). Schüler russischer Nationalität aus den Berufsschulen liefen auf den Straßen und Höfen herum und versuchten, die Tiere einzufangen.*

*Einige unserer Nachbarn, Vaters Arbeitskollegen, luden ihre Sachen nicht auf die Wagen, sie weigerten sich, ohne Geld wegzufahren. Sie fuhren zwei Tage später weg, nachdem sie in den Betrieben vollständig ausbezahlt worden waren. Unser Vater hatte zu große Angst, sich den Behörden zu widersetzen. Er war froh, dass er seine Kinder alle zusammenhalten konnte und in dem Durcheinander nicht verlor und dass er bei seiner Familie bleiben konnte (Angst vor Verhaftung). So fuhren wir los mit 5 kg Zwieback an Bord (den die Mutter noch trocknen konnte), einem Eimer gebratenem Fleisch und 13 Rubel Geld. Unterwegs sahen wir Kinder dann mit Neid auf die anderen, die Geld hatten und Lebensmittel kaufen konnten.*

*Wir hielten immer zusammen mit den Nachbarn, die an diesem Tag wegfuhrten. Unsere Verwandten lebten im Dorf. Später erfuhren wir, dass die Kraftfahrer des Rayons als letzte abtransportiert wurden, nachdem sie sämtliches Getreide aus den leeren Kolchosen an den Staat abgeliefert hatten.*

*Wir fuhren langsam im Schritt durch die ganze Stadt. Es war ein schauriges Bild, das an die Aussiedlung der Kulaken (Großbauern) Ende der 20er und Anfang der 30er erinnerte, nur um das Hundertfache vergrößert. Der Treck zog sich Dutzende Kilometer dahin, begleitet von den Hunden der Einwohner. Auf den Straßen standen Menschen, russische Nachbarn, Kollegen. Viele weinten, andere winkten mit Tüchern, liefen zu den Wagen, um sich zu verabschieden.*

*Wir fuhren nach Engels, zur Eisenbahn. Fuhren sehr langsam, mussten oft und manchmal sehr lange wegen irgendeiner Panne halten. So fuhren wir die ganze Nacht. Wir fuhren durch leere Dörfer, wenn da Deutsche gewohnt hatten, durch schlafende Dörfer, wenn da Russen wohnten. Doch wenn der Treck ankam, erwachten die Leute, liefen auf die Straße, um sich den seltsamen Zug anzusehen. Viele kamen zu den Fuhren und übergaben den Frauen und nicht schlafenden Kindern Milch, Tomaten, Äpfel und anderes. Wussten sie doch zu gut, dass den Leuten ein langer und schwieriger Weg bevorsteht.*

*Zur Eisenbahn kamen wir schon am anderen Morgen. Das Gepäck wurde abgeladen, in langen Reihen die Eisenbahn entlang. Die Fuhrleute verabschiedeten sich und fuhren zurück, nach*



*Hause. Vielleicht mussten sie dann denselben Weg noch öfter machen. Manche von den Fuhrleuten waren Deutsche, die aus anderen Dörfern mobilisiert waren, an sie kam die Reihe später. Sie sahen sich das Bild an und sagten traurig: „Wer weiß, wie wir weggeschafft werden.“ Und sie hatten Recht. Uns erging es noch verhältnismäßig gut. Wir waren bei den ersten, die zwar überstürzt abtransportiert wurden, aber unter besseren Verhältnissen als die späteren, kamen auch gewöhnlich an bessere Orte der Aussiedlung.*

*Wir warteten auf den Zug. Wieder kamen Militärs, machten Listen, erteilten irgendwelche Befehle. Es begann zu regnen. Die Fuhrer mit den Aussiedlern kamen noch viele Stunden lang herangefahren, das Gepäck wurde jetzt direkt auf die nasse Erde gestapelt, manchmal sogar in Pfützen, denn jeder Familie wurde ein genauer Platz angewiesen. Am Nachmittag hörte der Regen auf, es zeigte sich die Sonne. Doch zum Trocknen der Sachen war keine Zeit mehr - der Zug kam. Es waren Güterwagen. Manche waren mehr oder weniger sauber, manche aber sehr schmutzig. Zum Säubern war keine Zeit, und die Leute mussten sich mit ihren Sachen auch so darin einrichten. Die Aussiedler wurden auf die Wagen verteilt. In jeden zweiachsigen Wagen kamen 40-45 Mann. Große Truhen und Bündel wurden von den Männern zum Kopfe des Zuges geschleppt, wo sie in große vierachsige Gepäckwagen verstaut wurden. Natürlich gab es wieder viel Lärm, Tränen, Durcheinander. Oft musste wieder umgepackt werden, um die notwendigen Gegenstände mit sich auf den Weg zu nehmen. Endlich waren Menschen und Gepäck verfrachtet. In unserem Waggon waren 42 Mann: auf der einen Seite des Waggons wir drei Familien zu je 7 Personen, auf der anderen Seite mehrere Familien, insgesamt 19 Personen. In der Mitte des Waggons lagerte ein älteres Ehepaar direkt auf seinem Gepäck, sie wollten nicht auf die Pritschen klettern, die in zwei Etagen zu beiden Seiten des Waggons angebracht waren. Dieser Waggon wurde für 17 Tage unser Wohnort.*

*Wir fuhrten, wenn auch langsam, immer weiter nach Osten. Anfänglich war für uns Kinder diese Reise sehr interessant. Wir wussten ungefähr, dass man uns nach Kasachstan oder Sibirien fuhr. Wir erinnerten uns an die Bilder im Lehrbuch für Geographie, an Kinofilme, und das alles kam uns sehr exotisch vor. Für uns war es interessant, jetzt das zu sehen zu bekommen, was früher nur in unserer Phantasie lebte.*

*In jedem Waggon wurde ein Ältester gewählt, der zusammen mit anderen Männern nach warmem Mittagessen und Brot ging, die uns an manchen Eisenbahnstationen zugeteilt wurden. Dann wurde dieses unter den Familien nach Personenzahl verteilt. Es kam vor, dass unsere Suppenträger vom Zug zurückblieben. Dann mussten sie ihn auf anderen Zügen einholen, was im allgemeinen nicht besonders schwierig war, da unser Zug fast an allen Stationen stundenlang hielt, denn er musste alle übrigen Züge vorbeilassen. Doch es kamen Fälle vor, wo Familienmitglieder einander für lange verloren. Manche kamen auch beim Durchkriechen unter Waggons unter die Räder eines anfahrenden Zuges.*

*Nachts reichten im Waggon die Schlafplätze nicht für alle aus. Da saßen wir drei Halbwüchsige in der Tür des Waggons mit baumelnden Beinen und erzählten einander Märchen und verschiedene Geschichten. Um 2-3 Uhr nachts wurden wir dann von Erwachsenen abgelöst.*

*Der Zug, besser gesagt die Insassen, wurden natürlich von Militärs bewacht, die in zwei Wagen am Anfang und am Ende des Zuges untergebracht waren. Manchmal mussten unsere Waggonältesten zum Begleitstab kommen, um irgendwelche Befehle entgegenzunehmen. Dies wurde dann von Waggon zu Waggon durchgeschrien.*

*Am 18. September kam unser Zug auf der Station Rubzowka (Altai-Region) an. Es war ein kühler Herbstmorgen. Wir luden unser Hab und Gut aus dem Waggon und freuten uns, dass unser Leben unter dem Klopfen der Räder endlich vorbei war. Aber die Ungewissheit über unser weiteres Schicksal wirkte sehr beunruhigend. Die schlechten Russischkenntnisse (manche verstanden überhaupt kein Wort Russisch) machten die Lage noch schwieriger.*

Am Abend desselben Tages kamen Pferdefuhren aus den verschiedensten nahe und weit gelegenen Kolchosen. Wir wurden nach einem uns unbekanntem Prinzip auf verschiedene Rayons verteilt, so dass verwandte oder befreundete Familien, die bis jetzt zusammengehalten hatten, getrennt wurden. Diejenigen, die Russisch beherrschten, brachten es manchmal fertig, zusammenzubleiben, aber die meisten wurden auseinander gerissen. Ich glaube nicht, dass das von den örtlichen Behörden absichtlich getan wurde. Absicht war es von oben gewesen, die Deutschen so auf die weiten Regionen zu zerstreuen, dass sie nicht aufmucken konnten und zwangsläufig unter der anderen Bevölkerung assimiliert wurden. Wir kamen in das Rayonzentrum Nowo-Jegorjewka, 40 km von Rubzowka. Es war 2 Uhr nachts, als wir vor dem Dorfsowjet ankamen, wo wir wieder lange warten mussten. Dann brachte man uns und noch etliche Familien in den Kirow-Kolchos, der am Ende des großen Dorfes, weit vom Zentrum entfernt, gelegen war. Wir wussten eigentlich gar nicht, wo wir uns befanden, wir wollten nur eines - schlafen. Über Nacht brachte man uns im leer stehenden Kolchoskontor unter. Die Ernte war in vollem Gange und die Buchhalter von Beruf, fand Arbeit in einer Rayonorganisation, der andere zog in ein anderes Dorf desselben Rayons und wurde Mechaniker in einem Sägewerk (später erfuhren wir, dass wir in den Grenzen eines Rayons anfänglich noch etwas Bewegungsfreiheit hatten). Mein Vater, ein ehemaliger Bauer, und die drei allein stehenden Frauen fuhren schon am Morgen des ersten Tages in die Brigade und begannen dort auf dem Feld zu arbeiten. Dort waren Arbeitskräfte sehr nötig.

In dem Kontorgebäude lebte jetzt nur noch unsere Familie: die Mutter und wir fünf Kinder. Später siedelten wir in ein leer stehendes Häuschen über. Wir Kinder, ich war der Älteste, 13 Jahre alt, halfen im Dorf den alten Frauen und Soldatenwitwen die ungeheuer großen Gärten abräumen. Dafür bekamen wir Kartoffeln, Rüben, Kürbisse, Kohl und anderes Gemüse, so dass wir für die erste Zeit genug zu essen hatten. Brot erhielten wir aus dem Kolchos, anfangs gebackenes, dann Mehl (später bekamen wir auch eine Kuh). Doch die Familie war groß, und wir begannen so nach und nach unsere mitgebrachten Kleidungsstücke und andere Sachen gegen Lebensmittel umzutauschen. An eine Schule war vorerst gar nicht zu denken. Ich verstand zwar ein paar Brocken Russisch, aber ich musste arbeiten. Die beiden jüngeren schulpflichtigen Geschwister verstanden überhaupt nichts. So blieb der Bruder (Jahrgang 1933) auch für sein ganzes Leben lese- und schreibeunkundig. Solche gibt es unter den Russlanddeutschen heute noch viele.

Anfangs verhielt sich die örtliche russische Bevölkerung ganz friedfertig zu den Aussiedlern, sogar mitleidig. Es wurden Arbeitskräfte gebraucht (die Männer waren alle an der Front), und die Deutschen waren geradezu willkommen mit ihrer Arbeitslust und kindlichem Gehorsam. Man musste ja manchmal dumme Fragen einstecken z.B. wie unsere Meinung wäre, wer siegen wird - die Sowjetunion oder „unser Hitler“; ob wir wohl „Nemzy“ (Deutsche) oder „Nenzy“ (ein Volk im Norden der Sowjetunion, am Eismeer) seien. Manche hatten bis dahin ernsthaft geglaubt, dass die Deutschen Hörner an den Köpfen hätten. In den Kinos lief damals der Film „Alexander Newskij“. Das war ein mittelalterlicher Nowgoroder Fürst, der im Jahre 1242 den Deutschen Ritterorden auf dem Peipussee besiegt hatte. Die Ritter hatten da oftmals Hörner an ihren Helmen. Dieser Umstand und die bössartige Propaganda der Politikommissare gegen alles Deutsche hatten unter der Bevölkerung ihr Ziel erreicht, hatten den Hass auch gegen die eigenen Deutschen auf die Spitze getrieben.

Schlimmer wurde es, als die Totenbriefe von der Front begannen, dutzendweise in die Häuser der russischen Bevölkerung zu flattern. Das Wehklagen erschütterte dann die Luft. Die Frauen und Kinder rauften sich die Haare aus, beschütteten ihre Köpfe mit Asche.

Wir Deutschen getrauten uns an solchen Tagen nicht auf die Straße. Schimpfworte wie: „Faschisten“, „Hitleristen“, „Fritzen“ - das war das Geringste, was wir über uns ergehen lassen mussten. Wenn man das von einer vor Gram wild gewordenen Witwe hören musste, oder von Kindern, die es von Älteren lernten - das konnte man ja noch verstehen. Aber wenn man von der Kolchos- oder Dorfborgigkeit, den Vertretern der Sowjetmacht, so beschimpft wurde, da ließen auch die Geduldigsten und Verständnisvollsten die Arme sinken. Oft kam es zu Raufereien (wegen einer solchen Beschimpfung), schuld waren natürlich wieder die „Nemzy“.

*Der Vater arbeitete bis zum späten Herbst 1941 in der Brigade. Als das Getreide alles gedroschen war, gab man ihm zwei Pferde und zwei einspännige Schlitten und er wurde Fuhrmann wie noch einige Männer, die noch im Kolchos waren. Die Pferde waren Nachts über im Kolchosstall, das Pferdegeschirr und die Schlitten standen bei uns zu Hause. Wir wohnten, als die Kolchosverwaltung wieder ins Dorf zog und das Kontor gebraucht wurde, in einem leer stehenden Häuschen direkt neben dem Kolchosvorsitzenden Stepan Nasarowitsch Sjukin, ein Ukrainer. Er war ein dicker kleiner, schon ällicher Mann, der seines Alters wegen doch wohl auch nicht an die Front genommen wurde.“*

Noch vor dem Beginn der Aussiedlung war Marxstadt voller Flüchtlinge aus den besetzten Territorien der Ukraine und Weißrusslands, hauptsächlich Juden. Gleichzeitig drängten in die Stadt Einwohner der benachbarten russischen Dörfer, vor allem aus dem Dorf Beresniki, das sich der Stadt gegenüber auf der Bergseite befindet. Sie besetzten ohne lange zu warten die hübschen (nach ihren Vorstellungen) deutschen Häuser und nahmen gleichzeitig als Trophäen alles, was nicht niet- und nagelfest war. Die Hauptmasse der Flüchtlinge kehrte nach dem Krieg in ihre Heimat zurück. Ihren Platz nahmen hauptsächlich die Einwohner der nachbarlichen Rayons, Gebiete und Republiken ein, die hierher mobilisiert wurden.

Die Deutschen aus Marxstadt (außer den Frauen, die Ehemänner anderer Nationalität hatten) wurden in der ersten Septemberhälfte ausgesiedelt. Sie kamen hauptsächlich in den Altai und das Gebiet Nowosibirsk. Die typische Marschroute verlief auf Lastkähnen bis nach Engels, von dort in den „berühmten“ Viehwaggons, die von Solschenizyn beschrieben wurden, auf Umwegen durch den Süden Kasachstans nach Sibirien. Der ganze schwierige Verbannungsweg dauerte rund zwei Wochen. Fast keiner von den ausgesiedelten Marxstädtern kehrte in seine Heimatstadt zurück.

Einige der von dem stalinschen Genozid am Leben gebliebenen Einwohner der Stadt machten in den 50er und 60er Jahren zaghafte Versuche, zurückzukehren. Aber bis Ende 1972, der offiziellen Annullierung des Anmeldeverbots der Russlanddeutschen in ihren früheren Wohnorten, waren solche Versuche vom Anfang an umsonst. Erst in den 70er und 80er Jahren rührte sich die Sache vom Platz, und 1989 lebten in Marx „schon“ ganze 617 Deutsche (1,8% der Gesamteinwohnerzahl).

Zu dieser Zeit wurde die Stadt zum Zentrum einer zügellosen „antiautonomistischen“ (in Wirklichkeit antideutschen) Kampagne, die von den örtlichen Parteibonzen ausgelöst wurde. Gleichzeitig entstand in Marx eine Zelle der Saratower Gesellschaft „Gerechtigkeit“ mit dem Parteisekretär des Werkes „Radon“ Valentin Proskurjakow an der Spitze. Dieser tapfere Mann verlor für sein Auftreten zugunsten einer deutschen Autonomie an der Wolga nicht nur seinen hohen Posten, sondern auch sein Parteibuch. Doch die gegnerischen Kräfte waren sichtbar ungleich. Die antideutschen Meetings versammelten in den Jahren 1989-91 eindrucksvolle Menschenmengen, und die Zahl der aktiven nichtdeutschen Anhänger einer deutschen Autonomie an der Wolga überstieg niemals einige Hundert Personen. Es ist nicht wunderlich, dass sogar die wenigen Deutschen, die in den letzten Jahrzehnten an die Wolga zurückgekehrt waren, zum größten Teil schon in die Bundesrepublik ausgewandert sind, oder planen, es zu tun.

Das heutige Marx zählt zweimal mehr Einwohner als vor dem Krieg. Aber diese Stadt wie auch die Stadt Krasnoarmejsk (das ehemalige Balzer) hat sein deutsches Gesicht noch nicht ganz verloren, was man nicht sagen kann von den meisten ehemaligen deutschen Dörfern. Der historische Teil von Marx ist, nach der Meinung der Alteingesessenen, noch gut erkennbar, seine Gebäude haben sich zum Größten Teil noch erhalten (nicht gezählt diejenigen, die noch vor 1941 abgetragen wurden, so wie auch solche, die dem Bau von neuen Wohnhäusern und Schulen Platz machen mussten). Trotzdem verspüren die Marxstädter, die nach Jahrzehnten in ihre Heimatstadt kommen, eine große Verwirrung, Verstutztheit. Einerseits sind viele alte Häuser mit Ziegelsteinen verkleidet, die einst hier eine Rarität waren. Andererseits – und das ist das Wichtigste – die Stadt ist auffallend baufällig und altersschwach geworden. Ihre Straßen und Häuser, gelinde gesagt, glänzen nicht vor Sauberkeit und Gepflegtheit, was vor dem Krieg gar nicht denkbar war. Die

Nachkriegsbauten in Marx sind genauso eintönig, gesichtslos und unüberlegt wie in vielen anderen russischen Städten. Eine Ausnahme ist vielleicht der neue Kulturpalast, eine andere Sehenswürdigkeit ist in der Stadt kaum zu finden.

Aber die größte Erschütterung ruft bei den Alteingesessenen der Anblick des hiesigen alten Friedhofs hervor. Die Zerstörung des deutschen Teils, die schon während der Aussiedlung begann, ist „erfolgreich“ vollendet. Es sind nur noch einzelne Grabmale erhalten geblieben; Kreuze, Denkmäler und Grabplatten sind völlig vernichtet. Die alten Ziegelgruftens sind aufgebrochen, die geschändeten Gebeine in der ganzen Umgebung zerstreut. Aus angeblichem Platzmangel wurden über den alten Gräbern neue Beerdigungen durchgeführt.

An dieser Stelle ist es angebracht, eine Augenzeugin, Frau Elena Michailowa, zu Wort kommen zu lassen.

### ***Erinnerungen an die ersten Tage in Marxstadt nach der Deportierung der Deutschen aus der Wolgarepublik***

*Ich lebte damals in Miete bei einer Witwe mit 3 Kindern in einem kleinen Häuschen in der Karl-Marx-Straße, unweit des Maschinenbauwerks. Nach der Deportierung der Hauswirte zog mein Bruder zu mir und wohnte jetzt bei mir. Zuvor wohnte er in einem Wohnheim der Berufsschule, wo er damals lernte.*

*Wir waren jetzt die einzigen Einwohner in der ganzen Straße. Es war sehr schaurig. Einige Tage lang zeigte sich niemand. Dann brachte man aus Engels einige Autos mit Zöglingen eines Kinderheims, Berufsschüler. Die begannen sofort die leer stehenden Häuser zu durchsuchen, sie vollzogen eine regelrechte Plünderung und Zerstörung. Man hatte ihnen ja eingeflößt, dass hier deutsche Faschisten gelebt hatten, und jetzt ließen sie ihren ganzen Hass an den leer stehenden Häusern aus.*

*Das dauerte einige Tage. Auf den Straßen lief das herrenlose Vieh umher, die ungemolkenen Kühe brüllten, die hungrigen Hunde heulten.*

*Als erste kamen mit ihren Familien und ihrem Hab und Gut Einwohner aus Beresniki (ein russisches Dorf jenseits der Wolga, direkt Marxstadt gegenüber). Früher brachten die Frauen aus dem Dorf stets Dickmilch zum Verkauf nach Marxstadt. Sie trugen oft ihre Milch mit Traghölzern durch die Straßen und wussten genau, wo reiche deutsche Häuser waren, und wo die Leute schon Vorräte an Lebensmitteln für den Winter in den Abstellräumen, Kellern und Scheunen gelagert hatten. Sie zogen für immer nach Marxstadt. Das Dorf Beresniki wurde bald menschenleer.*

*Dann kamen die ersten Evakuierten aus den von den Deutschen okkupierten Gegenden. Sie bezogen auch die besten Häuser und eigneten sich das an, was von den marodierenden Kinderheimszöglingen noch übrig geblieben war.*

*In den Dörfern ging es genauso zu.*

*Nachdem wir noch vor dem Krieg unsere Eltern verloren hatten (der Vater wurde 1937 erschossen, die Mutter starb bald darauf), kam meine 16-jährige Schwester in das Kinderheim von Orlowskoje. Von dort wurden auch alle deutschen Kinder weggebracht. Es blieben nur diejenigen, die russische Namen hatten, wenngleich sie die russische Sprache nicht beherrschten. Diese einigen Mädchen kümmerten sich um das Dorfvieh, als die Deutschen weg waren. Sie molken die Kühe direkt auf die Erde, damit sie nicht so brüllten vor Schmerzen in den vollen Eutern. Etwas später kamen auch hier her Evakuierte, und die Kinder wurden in das Kinderheim von Marxstadt gebracht. Wir nahmen unsere Schwester zu uns.*

*Im Winter, als der Bruder schon 18 Jahre alt war, wurde er eingezogen, kam an die Front und fiel bei Stalingrad im Oktober 1942. Wir blieben mit der Schwester zu zweit.*

*Es kam ein früher und sehr rauer Winter. Die Öfen mussten geheizt werden. Als das Brennholz in den deutschen Scheunen zu Ende ging, begannen die Leute, alles Brennbares zu zerbrechen und zerschlagen. Zuerst – die Bretterwände, Hoftore, und Hoftüren, dann die Nebengebäude. Zum Frühjahr blieben nur noch die nackten Häuser übrig, von denen sogar die Fensterläden abgerissen wurden.*

*Diese Leute dachten doch nicht daran, hier längere Zeit zu leben. Sie hofften, sobald der Krieg zu Ende wäre, in ihre Heimatsorte zurückzukehren. Doch dort war auch alles vom Krieg zerstört, so dass kaum jemand von hier wegzog. Jetzt musste allmählich alles wieder hergestellt werden, was sie selbst zerstört hatten.*

*Doch das ist jetzt nicht mehr das saubere, akkurate Vorkriegsmarxstadt, wie es in meinem Gedächtnis haften geblieben ist. Ich habe mein ganzes Leben hier verbracht, und ich musste mit Wehmut das alles mit ansehen.*

*Im Frühjahr 1942, als die Zeit der Aussaat heran nahte, waren die Dörfer immer noch halb leer. Um die Felder zur Aussaat vorzubereiten, mussten sie von der vorjährigen nicht eingebrachten Ernte befreit werden. Man schickte die Stadtbewohner auf die Felder. Es waren hauptsächlich Frauen, Mädchen und Jugendliche. Ich war auch dabei. Anfangs mähten wir die Frucht ab, dann steckten wir einfach die Felder von allen Seiten an, das gab ein ganzes Feuermeer. Die Sonnenblumenfelder waren auch nicht abgeräumt. Wir rissen die Sonnenblumenköpfe ab und warfen sie auf einen Haufen, die Stängel sammelten wir zum Heizen für den Winter.*

*Es gab da noch eine sehr unangenehme Arbeit – die Kadaver der auf den Feldern verendeten Kühe, Ziegen und Schafe mussten begraben werden. Sie lagen da mit aufgeblasenen Leibern, schon halb verwest. Wir, Mädchen, mussten neben jedem Kadaver ein Loch graben, dann mit dem Spaten sie hinein stoßen. Dann erst konnten die sauberen Felder gepflügt und gesät werden.*

*In Marxstadt gab es vor dem Krieg ein Pädagogisches Technikum. Gleich nach der Deportation der Deutschen wurden hier Soldaten einquartiert. Die zerstörten auch alles, was niet- und nagellos war. Mit den Büchern aus der Bibliothek wurden die Öfen geheizt. Im Frühjahr 1942 wurde hier ein Hospital eingerichtet. Man brachte die Verwundeten direkt von der Stalingrader Front hier her. Doch im Herbst, vor Einbruch der Fröste, musste das Hospital nach Kujbyschew evakuiert werden, denn die Front näherte sich schon dem Gebiet Saratow.*

*Nach dem Hospital wurde in dem Gebäude des Technikums eine Erziehungsanstalt für Erwachsene eingerichtet, dann für Jugendliche, die bis auf den heutigen Tag noch existiert.*

*Von einer großen Zerstörungswelle wurde auch der städtische Friedhof heimgesucht. Das war einmal ein sehr hübscher und gepflegter Ort mit hübschen Grabmälern und Familiengräbern. Die Grabmäler wurden umgestoßen, zerschlagen und mit unanständigen, zensurwidrigen Inschriften geschändet. Die Familiengräber wurden aufgerissen, die Särge und Skelette auf dem ganzen Friedhof umher geworfen. Das machten alles die hierher gebrachten Kinderheimzöglinge.*

*Solch ein Bild stellte Marxstadt (und wahrscheinlich nicht nur Marxstadt) gleich nach der Deportation aus sich dar.*

*Heute ist die Stadt gewachsen, ist zweimal größer geworden, es erschienen mehrstöckige Häuser, viele Grünanlagen. Aber es ist nicht mehr das Marxstadt, das ich immer noch vor Augen habe.*

*Marx, 05.07.03*

*E. P. Michailowa*

Es ist schwer vorstellbar, dass nach der Besichtigung solch einer „letzten Ruhestätte“ jemandem von den Marxstädtern die Idee kommen kann, nach Marx zurückzukehren.

Gerechtigkeitshalber muss vermerkt werden, dass man in der Stadt auch einige neue Kennzeichen sieht. Die Stadt erstreckt sich zu beiden Seiten des Lenin-Prospekts weiter die Wolga

entlang. In noch größerem Maße ist die Stadt vom Fluss seitwärts gewachsen. In diesem Rayon befindet sich ein relativ neuer Busbahnhof, wozu das Gebäude des ehemaligen Flughafens ausgenutzt wird, der heute nicht mehr funktioniert. Es gibt eine neue Anlegestelle an der Wolga. In der Stadt entstand ein großer Industriebetrieb – das Werk „Radon“. Anstelle des Karl-Marx-Museums, das nach dem Krieg in einem ungeeigneten Gebäude untergebracht worden war, ist das Heimatmuseum wieder entstanden in demselben Haus, wo es auch vor dem Krieg war. Das Gebäude, das als Poliklinik benutzt worden war, wurde dem Museum 1992 zurückgegeben, in erster Linie dank der energischen Tätigkeit seines Direktors N. Titow, ehemaliger Kapitän in der Kriegsmarine. Dort, wo das Denkmal der Kaiserin Katharina II. stand, wurde im Stadtpark ein Pionierpalast erbaut. Wo sich früher die orthodoxe Kirche befand, wurde ein neuer Park angelegt. Hier (etwas abseits der früheren Stelle) wurde durch das Bestreben der deutschen Aktivisten auf dem Brudergrab der 1921 von den Händen der Banditen gefallenen Stadtbürger ein neuer Obelisk aufgestellt.

Nebst der Rayonorganisation „Wiedergeburt“ funktioniert in Marx ein Deutsches Kulturzentrum (heute nennt man es „Russisch-Deutsches Haus“), das von der unermüdlichen Enthusiastin Eleonora Herdt (inzwischen verstorben) organisiert und geleitet wurde, die in Marxstadt schon vor dem Krieg lebte. Sie hielt auch Predigten in der lutherischen Gemeinde, wenn kein Pfarrer da war. Damals - noch in einem Seitenflügel der Kirche, da das ganze Gebäude sich noch in einem ungeeigneten Zustand befand. Nach ihrem Tod wird die lutherische Gemeinde von dem Pastor Wladimir Rodikow geleitet. Er wurde 2002 von der kirchlichen Obrigkeit zum Pastor geweiht (es waren Prominenten aus Saratow, Moskau und Deutschland zugegen). Pastor W.K. Rodikow stammt von einer deutschen Mutter und einem russischen Vater. Früher lebte er in der Stadt Kamyschin. Er erhielt in den Jahren 1995 bis 1999 eine Pfarrerausbildung in Berlin/Zelendorf, absolvierte ein 4-jähriges Seminar im damaligen Paulinum. Aber Prediger war er in Marx schon seit 1993. Er meinte, die städtische und Rayonobrigkeit seien die größten und gefährlichsten Feinde der evangelischen Kirche in Marx. Sie wollten mit allen Mitteln das Gebäude der Kirche (da es jetzt in einen mehr oder weniger vernünftigen Zustand gebracht ist) der evangelischen Gemeinde wieder wegnehmen. Am 24. September 2001 wurde die Kirche in Brand gesetzt. (Unter anderem, zur selben Zeit wurde auch die evangelische Kirche in Samara in Brand gesetzt.) An der Restaurierung und dem Wiederaufbau der lutherischen Kirche waren Spezialisten aus Deutschland beteiligt. Mit Deutschlands Hilfe wurde die neue imposante Katholische Kirche in neuem architektonischen Stil aufgebaut.

Und trotzdem ist Marx schon lange keine deutsche Stadt mehr und wird wahrscheinlich keine mehr geben. Die Geschichte der größten deutschen Wolgasiedlung ist abgeschlossen. Es bleibt nur noch – sie gründlich zu studieren und nach Möglichkeit zu verewigen.